KÖNIGLICHES GYMNASIUM zu NORDHAUSEN.

Ostern 1909.



II.

Wissenschaftliche Beigabe:

Die Quellen Vergils für die Darstellung der Irrfahrten des Aeneas.

Vom Oberlehrer Dr. Rudolf Ritter.

I. Teil:

Bemerkungen über das Werden der Aeneis.

NORDHAUSEN 1909.
Fr. Eberhardts Buchdruckerei.

1909. Progr.-No. 335.

Vorwort.

Wenn heute ein travestierender Homeride die Leiden eines vielbeschäftigten Oberlehrers, der in seinen Mußestunden eine wissenschaftliche Programmbeilage zu einem bestimmten Termin fertigstellen soll, zu besingen unternähme, so wäre er um ein zeitgemäßes Gleichnis nicht verlegen. Er gedächte wohl jener beiden Braven vom Luftschifferbataillon, die ein tückischer Wind hinaustrieb über Pommerns schimmernde Gestade auf das ungastliche Meer; lautlos entweicht das tragende Gas, gleich hungrigen Wölfen springen näher und näher die gierigen Wogen empor — jene aber werfen Entbehrliches und Kaumnochentbehrliches in die geöffneten Mäuler, um, wieder gehoben, sehnend nach rettendem Lande auszuspähen. Also erging es auch dem Schreiber dieser Zeilen. Um nur zum Ziele zu gelangen, mußte er sein Schifflein mehr und mehr entlasten; ganz zuletzt noch wurde die fast schon ausgeführte Quellenanalyse der epirotischen Episode (Aen. III 294—505) über Bord geworfen.

So blieb denn schließlich nur die Einleitung, gerade der Teil, in dem ich naturgemäß am wenigsten Eigenes zu bieten vermag. Wenn dieser Aufsatz dazu beitrüge, diesen und jenen, dem sein Vergil fremd geworden ist, zu meinen Quellen[1]) hinzuführen, so hätte er seinen Zweck erfüllt.

Die „drei freundlichen Sterne", die mir auf meinem Wege leuchteten, waren Heinze, Kroll und Norden. Zu größtem Danke verpflichtet fühle ich mich aber auch gegenüber meinem hochverehrten Lehrer, dem derzeitigen rector magnificus der Alma mater Halensis, Georg Wissowa, der mich durch die 1899 von ihm gestellte Preisfrage zu meiner 1901 erschienenen Dissertation und dadurch auch zu dieser Arbeit angeregt hat, für die also das „nonum prematur in annum" gewissenhaft beherzigt wurde. Weiter hatte Herr Dr. Heinemann-Nordhausen die Güte, mir im bellum contra typothetarum errores beizustehen. Endlich sei den Herren Prof. Dr. Schambach-Nordhausen und Dr. Wendel-Halle für freundliche bibliothekarische Unterstützung herzlich gedankt!

Ich knüpfe daran die Bitte, mancherlei Unebenheiten, die der tumultuarische Abschluß mit sich brachte, in Gnaden verzeihen zu wollen, und schließe resümierend mit einem leicht variierten Worte Vergils (Aen. III 377 ff.)[2]), das mutatis mutandis auch für mich gilt:

Pauca tibi e multis . . . .
expediam dictis: prohibent nam cetera Parcae
scire Helenum farique vetant. —

---

[1]) Wer, um den Dichter zu verstehn, zuvor in Dichters Lande gehen will, beginne mit der schönen Abhandlung E. Nordens „Vergils Äneis im Lichte ihrer Zeit" (Neue Jahrbücher IV 1901 S. 249 ff. u. 313 ff.)! In derselben Zeitschrift veröffentlichte W. Kroll seine geist- und gehaltvollen Aufsätze über „Unsere Schätzung der römischen Dichtung" (VI 1903 S. 1 ff.) und über „Die Originalität Vergils" (XI 1908 S. 513 ff.). Der letztere stellt zugleich dar eine Anzeige der 2. Auflage des Buches von R. Heinze, Virgils epische Technik, Leipz. 1908, das man bewundern wird, ohne es aber für absolut vollkommen zu halten. Mit ihm teilt sich in den Ruhm, die Vergilforschung auf eine völlig neue Grundlage gestellt zu haben, der vortreffliche, Großes wie Kleines gleich musterhaft behandelnde Kommentar E. Nordens zu Äneis B. VI, Leipzig 1903, der die Grundlage jeder Spezialuntersuchung bilden muß. Die unter diese Rubrik fallenden Arbeiten folgen später. Meine künftig hier mit ‚Diss.' angeführte Dissertation (De Varrone Vergilii in narrandis urbium populorumque Italiae originibus auctore) erschien 1901 bei Niemeyer-Halle (= Diss. phil. Hal. XIV 287—415).

[2]) Auch diese Stelle hätte Fr. Skutsch in seinem noch öfter zu zitierenden trefflichen Buche (Aus Vergils Frühzeit I 1901 II 1906) II 38 als Stütze für seine Auffassung von den orakelspendenden Parzen anführen können.

I. Kapitel.

Die Konzeption.

In unseren römischen Literaturgeschichten pflegt der Ton bei der Überleitung von den Georgica (die Teuffel I 489 „das vollendetste größere Erzeugnis der römischen Kunstdichtung" nennt) zur Aeneis sehr herabgestimmt zu werden. Man glaubt den Dichter mit höfischem Druck und seinem weichen Gemüt entschuldigen zu sollen, wenn er es unternahm, einen derartigen, ihm so garnicht liegenden Gegenstand poetisch zu bearbeiten. Und doch handelt es sich, wenn wir richtig sehen, nicht um eine erzwungene Verbindung, nicht einmal um eine Vernunftheirat, sondern um echte, rechte Jugendliebe, die freilich gerade dem Meistbeteiligten in Stunden seelischer Depression als eine unglückliche erschien.

Anders stand es, als sich in ihm die ersten Säulen dieses dem Augustus geweihten Domes erhoben, den Vergil in der Form einer Vision so schwungvoll schildert (Georg. III 16 ff.)! Da geht er so weit, in Gegensatz zu diesem Projekt die Arbeit an den Georgica als *tua Maecenas haud mollia iussa* zu bezeichnen (III 41).

Schon daraus könnte man schließen, daß seiner rhetorisch-pathetischen Natur, zu der man so oft mit Glück diejenige Schillers in Parallele gesetzt hat, das *γένος* des Epos großen Stiles damals als etwas Wahlverwandtes erschien. Noch wahrscheinlicher würde eine solche Auffassung werden, wenn wir nachweisen könnten, daß Vergil damit à ses premiers amours zurückkam.

§ 1.

Erste Versuche.

Als Vergil sich dem Dienste der Musen weihte, ging, hervorgerufen durch die fast in Permanenz erklärte Revolution, eine tiefe Friedenssehnsucht durch die antike Welt. Aus den Wirren der verderbten Zeit schaute man verlangend zurück nach der reinen Einfalt einer kraftvollen, gesunden Vergangenheit. Wir nennen die Summe dieser sentimental-reaktionären Gefühle Romantik. In der Literatur macht sie sich bemerkbar durch ein liebevolles Sichversenken in die ferne, idealisierte Vergangenheit, die die Männer der Wissenschaft in mächtigen Sammelwerken darzustellen pflegen. Man denke an die von Stein betriebene Veröffentlichung der Monumenta Germaniae, an das Lebenswerk der Brüder Grimm! Gleichartige Erscheinungen in dem voraugusteischen Rom nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst Friedrich Leos.[1]) Eine so empfindsame Natur wie Cicero wurde natürlich von solchen Anschauungen kräftig erfaßt

[1]) Fr. Leo, Plautinische Forschungen, Berl. 1895 S. 22 ff.: „Der Ausdruck ist modern, aber er trifft zu, auch darin, daß sich eine wissenschaftliche Bewegung mit der sentimentalen verbindet." „Romantische Seiten" in Platos Wesen hatte schon J. Walter bemerkt (Gesch. d. Ästhetik im Altertum, Leipzig 1893 S. 206).

(Norden N. J. 1901, 253); erinnert sei an seine Stellung zu den Neoterikern und zur alten römischen Literatur, an sein Somnium Scipionis! Noch von der Schulzeit her klangen mir im Ohre die echt romantischen Worte des berühmten Juristen Servius Sulpicius, mit denen er Cicero trösten wollte: „*Ex Asia rediens cum ab Aegina Megaram versus navigarem, coepi regiones circumcirca prospicere*“[1]).

Der einflußreichste und bedeutendste Vertreter solcher Gedanken war aber M. Terentius Varro, der Jakob Grimm[2]) der römischen Romantik. Er wandte sich mit seinen Ant. rer. div., dieser Neubegründung der römischen Religion, an den, von dem man eine Wiedergeburt der römischen Nation erwarten konnte, ad Caesarem pontificem (47).

Das Rückschauhalten führte zum Entstehen einer weitverbreiteten Aitia-Literatur (Norden a. a. O. 270), das Gefühl, nun endlich auf festem Grunde zu sein, löste jene von Caesar protegierten Säkularstimmungen aus, die so kräftig waren, daß sie sich sogar bald nach Caesars Tode, sowie eine vorläufige Ordnung geschaffen war, erneut hervorwagten, ähnlich wie die Ordnung des Ostens durch Pompeius Werke wie etwa die Weltchronik des Kastor im Gefolge gehabt hatte. So wurde bereits für 39, das Jahr, in dem ja auch Varros Imagines herauskamen, eine Säkularfeier geplant (Skutsch I 160).

Daß Vergil schon in dieser seiner ‚Frühzeit‘ von solchen Empfindungen mächtig ergriffen war, beweist vor allem die IV. Ekloge (i. J. 40)[3]). Nun machte freilich die einem feinentwickelten Geschmack allein genügende Poesie der Neoteriker die neueste Mode noch nicht mit, man gefiel sich in den maßgebenden Ästhetenkreisen darin, auf den Bahnen der Alexandriner weiterzutändeln. So läßt es sich verstehen, daß Vergil zunächst dem Zeitgötzen opferte und bukolische Gedichte schrieb. Auf diese erste Epoche bezieht Skutsch mit vollem Recht die Eingangsworte der VI. Ekloge (a. a. O. II 128 ff.):

Prima Syracosio dignata est ludere versu
nostra neque erubuit silvas habitare Thalia.

Aber sowie er Routine und Ruf zu haben glaubte, wagte er kühneren Flug, — um freilich bald zu bescheideneren Aufgaben zurückzukehren. Launig schildert er das dem persönlich interessierten Freunde (Ekl. VI 3 ff.):

cum canerem reges et proelia, Cynthius aurem
vellit et admonuit ‘pastorem, Tityre, pinguis
pascere oportet ovis, deductum dicere carmen’.
nunc ego — namque super tibi erunt, qui dicere laudes,
Vare, tuas cupiant et tristia condere bella —
agrestem tenui meditabor arundine Musam.
non iniussa cano. si quis tamen haec quoque, si quis
captus amore leget: te nostrae, Vare, myricae,
te nemus omne canet; nec Phoebo gratior ulla est,
quam sibi quae Vari praescripsit pagina nomen.
pergite Pierides etc.

Schanz II 26 spricht ungenau von einem Varus verheißenen Panegyrikus. Skutsch bemerkt über die hier skizzierten Pläne II 131: „Es ist gewiß Varus gewesen,

[1]) Ad fam. IV 5,4; in der Auswahl meines trefflichen Lehrers Fr. Aly (Berl. 1894) S. 115.

[2]) Geffcken Herm. XXVII 388, Diss. 411.

[3]) Skutsch hat diese Ekloge nunmehr endgültig auf das Jahr 40 festgelegt und auf den von der Scribonia erwarteten Knaben gedeutet, der dann freilich — Julia hieß (I 148 ff.).

der ihn dazu trieb, durch ihn verherrlicht sein wollte.“ Damit kann natürlich nicht gemeint sein, daß Alfenus Varus, der alte Studiengenosse des Dichters (Teuffel I 422) im Mittelpunkt des Epos stehen sollte. Wichtiger ist für die Rekonstruktion des Inhalts einerseits das *reges et proelia*, andererseits der Hinweis auf die Bürgerkriege, weiter für die Bestimmung des Tones, auf den das Ganze gestimmt war, die Gegenüberstellung der bukolischen Dichtung durch das *deductum carmen*.

Damit erledigen sich zwei von den Lösungen, die Servius zu 3 anführt. Nach ihm bezogen einige die Worte auf eine Scylla, *in quo libro Nisi et Minois regis Cretensium bellum describebat*, also auf die Ciris, deren vergilianischen Ursprung neuerdings Drachmann verfochten hat[1]). Andere sahen in Vergil den Verfasser einer Thyestes-Tragödie, wie sie L. Varius Rufus schrieb (Aufführung 29 v. Chr.).

Vorher aber heißt es: *et significat aut Aeneidem aut gesta regum Albanorum, quae coepta omisit, nominum asperitate deterritus.*

Schon nach den Angaben Vergils selbst ist es ausgeschlossen, daß die Taten der Könige von Alba allein den Inhalt des Epos bildeten, dieser dürftigen, einer fruchtbaren Grammatikerphantasie entsprossenen Lückenbüßer, lediglich bestimmt, den leeren Raum zwischen dem chronologischen Ansatz von Äneas und Romulus auszufüllen, der ursprünglich nicht vorhanden war. Dagegen wird an der Nachricht zutreffend sein, daß Vergil hier stecken blieb, was ja aus verschiedenen Gründen nicht befremden kann[2]).

Bliebe noch unsere vorzügliche[3]), leider durch Einschübe entstellte Donat-Vita. Diese bemerkt 58, 20 Reiff: *Mox cum res Romanas inchoasset, offensus materia ad bucolica transiit.* Dieser Zug fügt sich völlig in das Bild, das wir entworfen haben. Er berechtigt uns auch, wie wir von den Albanerkönigen den Faden bis zu den Zeitereignissen verfolgten, so nun rückwärts schreitend unter Ausnützung der 1. Lösung des Servius zu den Anfängen der res Romanae, also zu Aeneas[4]) zu gelangen. Bei ihm setzten die altrömischen Epen ein, die gegebenen Vorbilder, in deren Bann der jugendliche Dichter bei einem solchen Unterfangen stehen mußte.

---

[1]) Auszüge aus seiner dänisch geschriebenen Abhandlung bei Skutsch II, besonders 117 ff.

[2]) Nehmen wir an, daß sich Vergil einmal intensiver mit albanischer „Geschichte“ befaßt hat, so wird uns zugleich eine Schwierigkeit des VI. Buchs der Äneis etwas verständlicher. Deuticke (Vergils Gedichte I Berl. 1902) bemerkt zu VI 765 (S. 293): „Welcher Quelle Vergil hier folgt, bleibt unklar. Vergil scheint von der mehrfach schwankenden Überlieferung einmal diese, ein andermal jene Fassung gewählt zu haben.“ Norden (N. J. 1901, 279) spricht von einem Kompromiß zwischen zwei Versionen über die Albanorum regum series. Ob Vergil hier einer unbekannten Quelle folgt, ob er eine eigene Fassung wagt, möchte N. nicht entscheiden. Dieser eigentümliche Fall würde uns weniger befremden, wenn wir annehmen könnten, daß Vergil seine alten Manuskripte befragte und dort auf Quellen traf, die er später nicht mehr benutzte.

Ob Kastor oder Alexander Polyhistor der glückliche Vater dieser Königsreihe war, ist vielumstritten. Für Alexander plädierten z. B. Niebuhr, E. Schwartz (Liv. I, 3), für Kastor trat ein Wachsmuth, für Abhängigkeit Varros von Kastor: Mommsen und Cauer. Jedenfalls war die ‚Sage‘ um 40 noch sehr neu, vielleicht erst 10 Jahre alt. Das ‚wissenschaftliche‘ Verfahren war mehr als fragwürdig (Schwegler R. G. I 345, bes. A. 14; über ähnliche Erzeugnisse vergleiche Diss. 315 ff. und 374, wo auch Belege gegeben sind), das Ergebnis aber muß sehr befriedigt haben, da man auch Properz zur poetischen Behandlung des Stoffs einlud (Norden a. a. O. 269).

[3]) Ihr Wert ist durch den öfters angeführten Aufsatz Nordens wieder in das hellste Licht gesetzt worden. Über Interpolationen der Vita vgl. Norden im Rhein. Mus. 61 (1906) 166 ff.

[4]) In Varros 39 herausgegebenen Imagines hatte Aeneas den Ehrenplatz inne; stand er doch an der Spitze der römischen Helden (Fr. Ritschl, Opusc. phil. III 554), und zwar abkonterfeit — streng wissenschaftlich — nach dem ältesten erreichbaren Bildwerk, einer albanischen Brunnenfigur (Lydus de mag. 17, 6 Wünsch)! Dieses Beispiel für Schlüsse aus Statuen auf Kulturzustände fehlt bei F. Münzer (Beitr. z. Quell. des Plinius Berl. 1897) S. 260.

Wir vermögen aber auf dem Wege des Analogieschlusses noch etwas weiter zu kommen. Die Dichter, an deren Adresse Vergil den Freund verweist, existierten. In älterer Zeit war die Kunstübung des Ennius fortgesetzt durch Männer wie Accius, Furius Bibaculus, die Annales Volusi u. a. (Skutsch, P.-Wiss. V 2603), wie Ennius seinerseits Vorbilder hatte an den Hofpoeten der Diadochenzeit, deren Ahnherrn in der Dichter-Cohors im Gefolge Alexanders zn suchen sind (Sk. a. a. O. 2602). Ihm wollte es also Fulvius Nobilior gleich tun. Das Geschlecht dieser annalistischen Sänger war auch in Vergils Frühzeit noch nicht ausgestorben, sondern — das besagen ja auch die Worte Vergils — sogar recht blühend. Ja, ihre Manier fand noch nach und trotz der Aeneis Vertreter und Bewunderer — wie das Beispiel Lucans beweist. Wir finden solche für uns fast verschollenen Epiker besonders im Freundeskreise Ovids. Einer der älteren von ihnen, der immer mit besonderer Auszeichnung genannt wird, ist Cornelius Severus (Teuffel I 577). Sein Epos pflegt man kurz mit Bellum Siculum zu bezeichnen; allein Teuffel hebt mit Recht hervor, daß darunter nur ein Teil des Gedichtes zu verstehen ist, das anderswo *carmen regale* (Ovid) genannt oder (wie um die Analogie zu einer vollständigen zu machen) mit '*Res Romanae*' zitiert wird. Es handelte sich also um eine Geschichte in Versen, die von der grauen Königszeit bis zum Jahre 36 v. Chr. hinabführte. Hier hatten die Pläne Vergils Gestalt gewonnen. Ob eine persönliche Beeinflussung stattgefunden hat oder ob, was wahrscheinlicher ist, solche Dinge damals in der Luft lagen — wir wissen es nicht. Nur das steht fest, daß sich Severus selbst durch schwächere Dichter bestimmen ließ (Kroll, N. Jahrb. 1903, 11 ff.).

So war es denn also wirklich ein Ritt ins alte romantische Land; Aeneas und sein Geschlecht, reges et proelia, res Romanae, zuletzt eine Panegyrikus auf das in den tristia bella siegreiche Heer — das sollte der Inhalt sein. Das Vorbild war Ennius.

Der Versuch mißlang, Vergil griff wieder zur Schalmei. Daß er damit nicht seines Herzens Drange folgte, hat Skutsch a. a. O. I 22 zutreffend folgendermaßen ausgedrückt: „So hat auch den Vergil selbst (wie Gallus) zur bukolischen Dichtung nicht die Stimme des Gottes getrieben, sondern der Zug der Zeit und der Rat wertgeschätzter Gönner . . . . ; auch der Phöbus, der ihn vom Epos zur Bukolik wieder zurücktrieb, wird Fleisch und Bein gehabt haben.“ Kein Zweifel, hinter dem scherzhaften Wort (Ekl. VI 3 ff.) verbirgt sich verhaltene Resignation.

§ 2.

Ein neues Projekt.

Wenn der Dichter in den folgenden Jahren sich andersartige Aufgaben stellte oder besser stellen ließ, so war aber daran nicht nur der Geschmack der maßgebenden Kreise, sondern auch die Zeitlage schuld. Noch einmal sollten die ehernen Würfel rollen, die sich vorbereitende ungeheure Entscheidung muß wie ein Albdruck auf der römischen Welt gelastet haben. Da flüchtete Vergil in den dörflichen Frieden seiner Georgica. Aber sowie die Würfel gefallen waren, sowie die Uhr der römischen Entwicklung wieder normal ging, erwachten die halb vergessenen Ideen zu neuem Leben. Die romantische Strömung, künstlich aufgestaut durch die ganze schreckliche[1]) Übergangszeit (Leo a. a. O. 23), durchbricht jetzt die Dämme und steigt nun auch empor zu den Höhen der menschlichen Gesellschaft. Ganz deutlich empfindet man den

[1]) Man denke an Varro, „der in seinem langen Leben die Cinnanische Revolution und das Sullanische Regiment, die Cäsarianische Revolution und den Anfang des Augusteischen Principats gesehen hat“ (Norden 253)!

Eintritt in ein neues, glückliches saeculum[1]). Aber auch vertieft hat sich die Strömung: die augusteische Zeit ist religiöser als die Zeit des Cicero und Caesar (Wilamowitz, Reden und Vorträge 267), wenn auch der Glaube der geistigen Aristokratie der stoische Pantheismus ist. Keiner hat diese Ideen so tief gefühlt, keiner jedenfalls sie so wirksam vertreten wie Vergil und Augustus, in denen sich modernes Wesen mit einer „tiefen innerlichen Romantik" verband (Wilamowitz 266)[2]). Eine glänzende Illustration dieses Gedankens sind die Ausführungen Nordens a. a. O. 252 ff., besonders diejenigen über die religiöse Restauration des Augustus (265), der überall den Anschein erweckte, als ob die römische Geschichte gewissermaßen von neuem beginne und die römische Nation, in seiner Person verkörpert, sich auf der Basis der Vergangenheit wieder verjünge[3]).

In den Dienst solcher Gedanken[4]) trat nun auch die Literatur, mit leiser Resignation Livius, ohne nationale Gewissensbisse Dionys. Hal. (E. Schwartz b. P.-Wiss. V 936: „ein trauriger Beleg für den geistigen Tiefstand gerade des damaligen Hellenentums"), mit voller, innerer Überzeugung[5]) Vergil. Nun war ja kein Zweifel mehr möglich! Jetzt war die Stunde gekommen, die alten Pläne hervorzuholen, um sie mit gereifter Kraft auszuführen.

Waren es wirklich die alten? Das ist von mehr als einer Seite bestritten worden — wie mir scheint, nicht mit vollem Recht. Teuffel sagt I 493: „Das Versprechen Georg. III 46 (*mox tamen ardentis accingar dicere pugnas Caesaris* etc.) würde eher auf ein Gedicht zu Ehren Octavians schließen lassen; wohl mit dessen Zustimmung (oder nach Servius auf seinen Wunsch) wurde aber der Gegenstand erweitert. Hier ist also ein Zusammenhang mit jenem älteren Projekt nicht angenommen, der zur Aeneis als ein ziemlich äußerlicher hingestellt. Sein Vorhandensein wird überhaupt abgelehnt von Schanz II 38: „Aus diesen Versen (s. o.) muß man folgern, daß sich dieses beabsichtigte Gedicht nicht mit der Aeneis deckte, sondern die Taten Octavians zum Gegenstand nehmen wollte. Es war ein glücklicker Gedanke, daß Vergil von diesem Projekt zurückkam und den Stammvater des Herrschergeschlechts, Aeneas, sich zum Helden erkor."

---

[1]) Vgl. Sudhaus Rhein. Mus. 56 (1901) 37 ff. (über die Jahrhundertfeier in Rom und die messianischen Weissagungen) und Peter Rh. M. 57 (1902) 249 (in seinem Aufsatz über die Epochen in Varros Werk De gente populi Romani).

[2]) Norden a. a. O. 254 stellt richtig mit beiden noch den Varro zusammen; auch er ist zwar ein echtes Kind der Romantik, aber doch auch zugleich tief vom Rationalismus durchdrungen. Wie außerordentlich Varro z. B. den religiösen Reformen des Augustus vorgearbeitet hat, erörtert Wissowa, Ges. Abh. München 1904 S. 112. Von seiner theologischen wie stilistischen Doppelnatur handelt eingehend Norden, Antike Kunstprosa Leipz. 1898 S. 199.

[3]) An historischen Parallelen fehlt es nicht. Ein besonders gelehriger Schüler des Augustus war Justinian, der sich bemühte, alle Welt davon zu überzeugen, daß das Reich von Byzanz mit dem alten römischen identisch sei, daß sich in Sitten und Einrichtungen kaum etwas geändert habe. Auch er fand literarische Helfer, wie z. B. den Joannes Lydus (R. Wünsch a. a. O. praef. VII), der über die παλαιότης (das war für ihn bereits die augusteische Zeit) zurückschreitend kein Bedenken trug, die Uniform der excubitores in der Schilderung, die Vergil und Varro vom Äußeren des Aeneas gaben, wiederzufinden. — Bekannt ist ja auch, wie Napoleon sein Kaisertum mit karolingischen und augusteischen Reminiszenzen verbrämte und eine loyale Geschichtsschreibung hervorzuzaubern versuchte; sie sollte von dem Streben geleitet sein, in den Lesern das Gefühl einer förmlichen Erleichterung zu erwecken, wenn der neue Cäsar die Bühne betrat, der nun erstehen ließ „das römische Reich unserer Tage."

[4]) Wer tiefer einzudringen wünscht, findet ein gewaltiges Material bei V. Gardthausen, Augustus und seine Zeit I 2 Leipz. 1896 S. 863 ff.; man vergleiche namentlich 865 ff. (Religion) und 1002 ff. (Das neue Säkulum).

[5]) Seine eigenen Wege wandelt auch hier wieder Kindermann (De Aeneassage en de Aeneis, Leyden 1897); aus dem Bericht F. Cauers (Berl. phil. Woch. 1898, 712 ff.) ersehe ich, daß nach seiner Meinung Augustus dem Dichter unsympathisch war, daß er aber allen Fügung predigt (wie Aeneas sich fügen muß), da die Monarchie die einzige Rettung von den Bürgerkriegen war. Er steht damit ebenso allein, wie mit seiner Vorstellung von Vergils üppiger Phantasie, gegen die ich mich in meiner Diss. an verschiedenen Stellen verwahren mußte.

Wir können diese Sätze, so wie sie sind, nicht unterschreiben, sondern wollen versuchen, die Brücke nach rückwärts und vorwärts zu schlagen.

Vor allem haben wir da nicht nur die oben angeführte Stelle heranzuziehen; hier streift der Dichter noch einmal flüchtig, was er vorher breit ausgeführt hat, mit kurzen Strichen stellt er hier dem Lehrgedicht zu Ehren des Maecenas das dem Herrscher geweihte Heldenlied gegenüber. In der schwungvollen Allegorie (III 9 ff.) sagt er über Inhalt und Form mehr. Das herrliche Bauwerk (das Epos), das er erstehen lassen will, soll allerdings dem Kaiser geweiht sein (16: *in medio mihi Caesar erit templumque tenebit*); aber neben seinem Bilde (34 ff.)

stabunt et Parii lapides, spirantia signa,
Assaraci proles demissaeque ab Jove gentis
nomina Trosque parens et Troiae Cynthius auctor.

Nicht überall erkennt man sofort die Bestimmung des Tempels, auf Friesen, Metopen suchen wir vielleicht vergeblich nach Hinweisen auf den Gefeierten, nur, so sagt er (26 ff.),

in foribus pugnam ex auro solidoque elephanto
Gangaridum faciam victorisque arma Quirini.

Und was erfahren wir über die Form? Des Ennius Ruhm will der Dichter erlangen (III 9 nach einem bekannten Enniuswort: Norden, Kommentar S. 362), aber die Spiele, die er zu Ehren des Siegers feiern will, sollen so glänzend sein, daß auch die Griechen herbeieilen werden, die Festesfreude zu erhöhen:

cuncta mihi Alpheum linquens lucosque Molorchi
cursibus et crudo decernet Graecia caestu.

Analysieren wir also dieses erste und wichtigste Selbstzeugnis, so springt zunächst die Ähnlichkeit mit dem älteren Entwurf ins Auge. Von der grauen Vorzeit geht es wieder unter Ennius' Führung zur lichtvollen Gegenwart, die er vermutlich in der Weise Pindars und seiner Genossen zu preisen gedachte (daher Hinweis auf die Spiele). Die Zwischenzeit tritt nun zurück, der Nachdruck liegt auf der Schilderung des Anfangs und des Endes, die als innere Einheit ätiologisch erwiesen werden sollten (Octavian der victor Quirinus).

Damit war aber auch der wesentliche Ideengehalt der Aeneis ausgesprochen, von der dieser II. Plan sich inhaltlich vor allem noch dadurch unterschied, daß er gewissermaßen zwei Mittelpunkte vorsah: die ehrwürdige Urzeit und die siegverklärte, dithyrambisch gepriesene Gegenwart.

Wenn diese in der Allegorie der Georgika den breitesten Raum einnimmt, so braucht daraus noch keineswegs geschlossen zu werden, daß es in dem geplanten Epos ebenso sein sollte. Man kann vielmehr, was die Aeneis nach dieser Seite hin nun wirklich bot, durchaus als eine vollwertige Erfüllung des hier gegebenen Versprechens betrachten. Gar zu stark aufgetragenes Lob gehörte in dem wohlerzogenen augusteischen Kreise nicht zum guten Ton. Die Georgika sind dem Maecenas gewidmet; aber wie sparsam sind auch nur die Erwähnungen (Skutsch I 141)! Georg. III 41 ist nicht einmal sehr schmeichelhaft. Und doch ist das ganze Gedicht mit seinem Preis der domesticae virtutes (Norden a. a. O. 250) eine feinsinnige Huldigung für den, in dem sie verkörpert erschienen (Prop. IV 9, 23 ff.). Das IV. Buch des Gedichts soll nach unserer Überlieferung den Ruhm des Gallus verkündet haben (Skutsch I 122); das geschah durch einen Hymnus auf die ihm als erstem anvertraute Provinz Ägypten (Skutsch I 141). Vergleicht man damit die auf Augustus gehenden Stellen der Aeneis (auch I 287 ff. kann nicht auf Cäsar bezogen werden), so muß man gestehen, daß damit nach dem literarischen ‚Komment' der Zeit (Kroll) berechtigten Anforderungen vollauf Genüge getan war.

§ 3.

Der endgültige Plan.

Freilich hatte sich, als der Plan endlich Gestalt gewann, vieles um den Dichter und in ihm verändert, und so konnte das Versprechen nicht wörtlich erfüllt werden. Nur in dem machtvollen Triumphliede des VIII. Buchs (671 ff.), mitten im Waffengetöse der 2. Hälfte des Gedichts, finden wir wieder Töne angeschlagen wie in der Allegorie. Anders im I. Buche! Hier (I 286 ff.), wo Augustus gewissermaßen eingeführt wird, steht neben dem preisenden Wort für den spoliengeschmückten Kriegshelden breiter und mit größerer Wärme ausgeführt das Loblied des Friedensfürsten (291 ff.). Und vorangestellt finden wir diese seine Eigenschaft in der Heldenschau des VI. Buchs. Was man einst zagend wünschte (*hunc saltem everso iuvenem succurrere saeclo*[1]) *ne prohibete* Georg. I 500 f.), jetzt war es ja frohe Gewißheit geworden (VI 792 f.):

Augustus Caesar, Divi genus, aurea condet
saecula qui rursus Latio regnata per arva
Saturno quondam.

Der kluge Herrscher, der feinfühlige Dichter, beide spürten und verstanden das tiefe Friedensverlangen der Zeit, und wie der Kaiser dieses für seine Zwecke benutzte, so förderte es die Pläne des Dichters. Denn fortan konnte Augustus nur noch den inneren Mittelpunkt bilden, der äußere mußte Aeneas sein. In diesem Sinne haben wir also die Servius-Notiz von einem Vorschlag des Kaisers aufzufassen. Er gab dem Dichter damit nicht etwas völlig Neues auf, sondern Vergil überließ die Initiative zu diesem Vorschlag, der die organische Entwicklung seiner Pläne dem Abschluß näherte, dem Herrscher, der ihn nun auf die Sage verwies.

Augustus tat damit nicht nur, was vornehm und klug war, sondern auch, was dem antiken Kunstgefühl, solange es gesund war, entsprach. Wohl pulsiert im Epos, in der attischen Tragödie mächtig das zeitgenössische Leben, wohl reden und handeln die Personen eines Euripides im Geiste seiner Tage, aber es dürfen nicht Alltagsmenschen sein, sondern die griechische Poesie, aus religiösen Wurzeln erwachsen, projiziert die Begebenheit in die Sage. „Was die Gegenwart bringt, das muß zu einem neuen Faden in dem Gewebe der Sage werden, sonst hat es keine Existenzberechtigung im Reiche der Musen[2])“. Dem entspricht es ja eben, daß dem Griechen sein Mythus nicht „die Verkleidung eines dunklen und sonderbaren Geheimnisses“, sondern etwas Lebendiges ist. Erst in Zeiten des Verfalls schwand, wie wir oben sahen, die tief begründete Scheu vor historischer Dichtung, der auch die Abneigung gegen historische Gemälde entspricht (Norden 317).

Wir sagten oben, daß Vergil unter diesen Umständen auf Aeneas geführt werden mußte. Dieser Zwang lag zunächst darin begründet, daß die dürftige Sagengeschichte des julischen Hauses in keinem anderen Abschnitt poetischer Ausgestaltung fähig war. Ja, aber war es denn gewachsene Sage, die Vergil verwertete? War es nicht trotz aller tiefsinnigen Zusammenhänge, die Klausen[3]) aufzudecken versuchte, eine Geschichtenklitterung ärgster Art, vergleichbar eher einem Wagnerschen Homunculus als einem Menschen von Fleisch und Blut?

---

[1]) Man denkt bei dem *everso saeclo* unwillkürlich an Geibels:

„Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgeword'nen Renner,
Mit eh'rner Faust regier' und eh'rnem Schenkel!“

[2]) E. Schwartz in seinem vortrefflichen Buche „Fünf Vorträge über den griechischen Roman“ (Berl. 1896) S. 4.

[3]) Noch immer unentbehrlich ist sein dunkles Buch „Aeneas und die Penaten“ (Hamb. I 1839, II 1840). Auf wie unsicherem Boden aber z. T. seine Hypothesen stehen, zeigt Wissowa Ges. Abh. 96.

Ganz gewiß standen die „großen Konfusionarii" (Kroll), die diese Sage schufen, auf keiner höheren Stufe als Alexander Polyhistor, aber gegenüber seinen Hirngespinsten hatte doch in Vergils Zeit die Aeneas-Sage schon ein ehrwürdiges Alter, auch ihr römischer Ausläufer. Seit dem Kampf um den Eryx war sie eingebürgert, beim Ringen mit den Diadochenreichen war sie oft genug mit Glück politisch verwandt[1]), durch Caesar war sie wieder volkstümlich geworden. Wie sie enstanden sein mochte, darum sorgte man sich nun nicht mehr. Wenn im sonnigen Süden schon für den Konstrukteur das *fingebant simul credebantque* volle Geltung hat (Norden 331, 2), so konnte die von der Annalistik und Poesie rezipierte Konstruktion nun ursprünglicher Sage gleichgesetzt werden. Bedenkt man, welche Vorstellungen damals über die ‚Arbeitsweise' Homers (Heinze 246) in den Köpfen der Gelehrten herumspukten, was für fragwürdige Geschlechtersagen Pindar und Euripides zu behandeln sich nicht scheuten (Norden 330 f.), so ist an der Wahl Vergils nichts Auffallendes.

Viel wichtiger war für ihn zweifellos die Frage, ob der Sagenstoff sich poetisch ausgestalten ließ.

Das stilistische und sprachliche Vorbild mußte Ennius sein, der Schöpfer der Gattung; eine Abkehr von seiner Diktion wäre als ein schwerer Verstoß gegen die *παράδοσις* empfunden worden (Norden Kommentar S. 361). Für die Gesamtkomposition aber konnte seine annalistisch-planlose Art dem hochentwickelten Stilgefühl des herangereiften Dichters, seinem „starken, klaren Formensinn" (Leo 23) nicht genüge tun. Konnten das die Alexandriner? Gewiß, aber mit ihren Mitteln ließ sich wohl ein Epyllion, aber kein Epos schaffen. Es würde ein Glied in dieser Kette[2]) fehlen, wenn Vergil nun selbständig die *ἀπορία* gelöst hätte. Den Anstoß zu einer solchen künstlerischen Tat haben wir bei den Griechen zu suchen. Und da traf es sich nun günstig, daß eben damals die griechischen Literaten der hellenistischen Kleinkunst den Rücken wandten, um zu der — leider zu mechanischen — Verehrung der großen klassichen Meister abzuschwenken. Vernehmlich klang aus ihrem Heerlager herüber die Parole *μίμησις τῶν ἀρχαίων* (Norden 267), der Weltfriede des Kaisertums erzeugte nach dem Zusammenbruch der hellenistischen Staaten jene „klassizistische Reaktion", die gerade im augusteischen Rom zur lebhaften Freude aller Attizisten (wie des Dionys. Hal.) so rasch zum Siege gelangte[3]).

Diese literarische Revolution wirkte auf Vergils Pläne ein. Hätte er seine Äneis, das Aition der julischen Monarchie, in Caesars Zeit geschrieben, so hätte sich Vergil zweifellos zu Callimachus hingezogen gefühlt, dessen Weise damals durch obskure griechische Scribenten (Norden 270) wie durch Varro gepflegt wurde (F. Ritschl 451). Ein Wetteifern mit Homer hatten die hellenistischen Dichter ängstlich vermieden (Heinze 248). Jetzt aber war der Bann gebrochen, das eigentliche Vorbild wurde Homer[4]). Damit wurden die alten Pläne revolutioniert.

---

[1]) Vgl. z. B. H. Nissen in Fleckeis. Jahrb. XI (1865) 386 und 389. Über den Kult der Venus Erucina s. Wissowa Ges. Abh. 9.

[2]) Über die Notwendigkeit einer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung aller Kunstwerke im allgemeinen und der Berücksichtigung des nie unterbrochenen Einflusses des Hellenentums auf römische Schöpfungen im besonderen lese man nach bei W. Kroll in seinem ausgezeichneten Buche „Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert" (Leipz. 1905) S. 18!

[3]) U. v. Wilamowitz-Möllendorff in Kult. d. Geg. I 8, 144 ff. Über Rom als Rückhalt der klassizistischen Bestrebungen vgl. Norden, Kunstprosa S. 239 f.

[4]) Daß Vergil durch die Schule der hellenistischen Dichter hindurchgegangen ist, betätigt er dadurch, daß er die Bahnen seines Helden von denen der homerischen (die Nyktomachie ausgenommen) scharf scheidet (Diss. 292). So wird aus dem in der Sage so oft mit Aeneas vereinigten Odysseus (Nanos) sein Gefährte Achaemenides. Auch den Diomedes führte die Überlieferung in nicht sehr würdiger Form mit dem einst Besiegten zusammen. Vergil kennt die Version, ist aber

So wird nun das Ziel: aus der Aeneas-Sage ein Epos zu schaffen in der Sprache des Ennius, vom Umfang eines „kyklischen"[1] (Kroll), unter Verwendung aller bewährten Mittel alexandrinischer Technik (Kroll), das alles Gute und Große der Zeit widerspiegelte. Aufdecken sollte es die Wurzeln der römischen Größe, begründen den Anspruch der Aeneaden auf die Herrschaft auch über den Osten, ihr uraltes Erbe, versöhnen aber auch die Unterworfenen, vor allen die Griechen, deren Stammesverwandtschaft (Euander) mit den Aeneaden so stark hervorgehoben wird. Getragen sollte es sein von „italischem Hochgefühl" (Wilamowitz), von der Freude über die endliche Bezwingung der revolutionären Triebe durch den Mann, dessen Regierungsgrundsätze (von der pietas bis zur Förderung körperlicher Erziehung) zu vertreten der Dichter nicht müde wird[2], der aber nichts will, was nicht zugleich im Interesse der Gesamtheit läge; Nation und Augustus sind eins, auch hier „herrliche Einheit an Haupt und Gliedern." All das sollte dieses Geschlecht, „das sich eben aus dem Chaos ans Licht emporgearbeitet hatte" (Norden 333), schauen in den „Bildern einer idealisierten Vergangenheit, in der sich die entartete Gegenwart wiederfinden und auf sich selbst besinnen sollte" (Norden 334).

Das romantische Luftschlößlein, das der jugendliche Dichter sich geschaffen hatte, war also gründlich umgestaltet, ehe es nun Wirklichkeit wurde. Wir dürfen aber annehmen, daß Vergil, wenn hier eine organische Weiterentwicklung stattgefunden hat, dieser freudvoll-leidvollen Erstlingsarbeiten gedenkt. Sollte er nicht irgendwo dem ersten Plane mit seiner annalistisch losen Verknüpfung einzelner Heldentaten den letzten mit seiner ennianischen[3] Stilisierung, aber homerischen Konzentration um einen Helden in seiner epigrammatisch-scharfen Weise entgegengesetzt haben? Er tut das; denn mit offensichtlicher Bezugnahme stellt er dem unvollkommenen Wollen (*cum canerem reges et proelia* . . .) das Vollbringen gegenüber: *Arma virumque cano!*

---

taktvoll genug, sie nicht (etwa im Geiste der Dietrichs-Sage gegenüber Siegfried) patriotisch auszubeuten; nur aus der Ferne senkt Diomedes ritterlich den Degen.

[1]) Fast jede Seite des Heinzeschen Buchs zeigt den bestimmenden Einfluß Homers auf Vergils epische Technik. Einen Eindruck bekommt man schon durch einen Blick auf S. 492 (Reg.). Ex officio untersucht ist das Verhältnis bei J. Tolkiehn, Homer und die römische Poesie, Leipz. 1900.

[2]) Norden 260 hebt hervor, daß Cäsar an die Errichtung einer zweiten Reichshauptstadt im Osten (Ilium) dachte, Augustus aber diese Idee als gefährlich für die Einheit des Reichs ostentativ ablehnte. Ihm sekundiert in auffälliger Weise Vergil, indem er die sonderbare, wahrscheinlich auch bei Varro gefundene Hypothese von der italischen Herkunft des Dardanus annimmt und seinen poetischen Zwecken dienstbar macht (Diss. 340 ff.). Trefflich bemerkt aber Norden (Kunstprosa 243): „Vergil freilich verstand es so meisterhaft, den Herrscher mit dem römischen Volk und dieses mit jenem zu identifizieren, daß er beide für sich gewann, und wußte trotz der tendenziösen Absicht so sehr die allgemein nationalen Gefühlssaiten anzuschlagen, daß er der populärste römische Dichter für alle Zeiten blieb."

[3]) Die Verbindungen *arma viros* und *arma virum* (öfters bei Vergil) sind wahrscheinlich ennianisch: Norden Kommentar S. 362, 1.

II. Kapitel.

Die Ausführung.

Auf die Fülle der Fragen, die sich für dieses Kapitel ergeben, wird niemand hier erschöpfende Anworten erwarten. Wir wollen nur versuchen, zu den wichtigsten von ihnen prinzipiell Stellung zu nehmen. Zu der hier gebotenen Gruppierung bin ich durch eine Wendung Krolls bestimmt. Wer sich vergegenwärtigt, wie in Vergils Zeit zu Rom der ganze Mensch von Rhetorik durchtränkt war, wird höchstens den Ausdruck Elocutio etwas befremdlich finden; doch davon später! Vorweg bemerkt sei nur noch, daß Vergil natürlich nicht strikt nach der hier befolgten Anordnung schuf, sondern oft genug absprang oder vorgriff. Für ein streng systematisches Verfahren war er (*nihil in ordinem arripiens*) viel zu wenig — sagen wir pedantisch.

§ 1.

Die Inventio.

Wenn wir Modernen eines Dichters Arbeitsweise würdigen und verstehen wollen und zu diesem Zwecke anatomisch zergliedern, so fragen wir vor allem, woher er seinen Stoff nahm, nach welchen künstlerischen Gesichtspunkten er ihn gestaltete. Die Fragestellung der Alten lautete ganz anders; sie wollten vor allem wissen, wie der Dichter sein Rohmaterial gefeilt und geschliffen hatte, „daß es wie im Schmucke von tausend Edelsteinen blitzte" (Kroll N. Jahrb. 1908, 527). Dementsprechend werden unsere Kommentare und der mit ihnen auf einer Stufe stehende Macrobius bisweilen ganz redselig, wenn wir uns bei ihnen nach der Herkunft des poetischen Schmucks unterrichten wollen; stellen wir aber jene ersten Fragen, so pflegen sie sich in eisiges Schweigen zu hüllen. Wir sind also auf eigenes Forschen angewiesen.

Woher nahm also Vergil das Rohmaterial? Hat er hier eine dürftige antiquarische Überlieferung durch freischaffende Phantasie genießbar gemacht? Oder hat er aus neuen und alten, lateinischen und griechischen, literarischen und volkstümlichen Quellen mühsam Brauchbares zusammengetragen? Daß Kindermann (Quaestiones de fabulis a Vergilio in Aeneide tractatis, spec. lit. inaug. Lugd.-Bat. 1885) die erstere Auffassung vertritt, haben wir bereits erwähnt; sie bedarf keiner Widerlegung. Vertreter der entgegengesetzten Ansicht habe ich in meiner Diss. 288 f. aufgezählt. Zu ihnen gehört auch noch ein so hervorragender Kenner der literarischen Tradition der Aeneas-Sage wie Fr. Cauer, der (Fl. s Jahrb. f. kl. Ph. XV. Suppl. Leipz. 1887 S. 170) die Vermutung ausspricht: „Vergil hat wohl alles, was vor ihm über Aeneas geschrieben war, gekannt und benutzt, zugleich aber der Sage, hauptsächlich im Anschluß an griechische Epen anderen Inhalts, eine neue, eigenartige Gestalt gegeben." Auch Heinze glaubt (238), daß sich Vergil keine Mühe verdrießen ließ, aus den „nationalen Historikern und Antiquaren" zu schöpfen.

Ist aber Vergil Gelehrter in unserem Sinne? Die Frage ist unbedingt zu verneinen.

Man sollte z. B. annehmen, daß Vergil, ehe er die Orakelstätte der Sibylle beschrieb, von seinem Neapel aus dem Burgfelsen von Kyme einen Besuch abstattete. Aber weit gefehlt! Die durch Norden veranlaßte Untersuchung der Örtlichkeiten hat ergeben, daß der doctus poeta auch hier die Autopsie[1]) verschmähte (Norden Komm. 133), auch hier betätigte er jene Gleichgültigkeit bei der Zeichnung topographischer Situationen, die er (wie Norden hervorhebt) mit rhetorisierenden Historikern (z. B. Tacitus) teilt. Da ist es begreiflich, daß ihm z. B. der Platz des Lagers, der ersten Niederlassung, Segestas nicht klar ist, daß er Aenea und Aenus vermengt[2]).

Über historische Anachronismen schüttelte bereits Hygin bedenklich den Kopf (Gellius X 16); er erwartete Berichtigungen bei weiterem Durcharbeiten. Doch ist der hier gerügte Fehler wohl ein organischer. Kroll (a. a. O. 154) folgert aus den von ihm mitgeteilten Tatsachen mit vollem Recht, daß die begleitenden Nebenumstände, selbst solche, die die Chronologie des ganzen Werkes angehen, nicht nach vorher angestellten Erwägungen eingepaßt, sondern durch die augenblickliche Stimmung diktiert wurden. Offenbar hat Vergil den Stoff der Irrfahrten niemals auf Jahre verteilt; daher ist ihre Chronologie Sache subjektiver Willkür (Kroll 156).

Daß Vergils militärische Kenntnisse einen Napoleon nicht befriedigten — so schweres Geschütz (Kroll N. J. 1903, 25) ist eigentlich nicht erforderlich. Zeigt doch eine genaue Nachprüfung der Stellen über die Penaten, also über eine — vom sachlichen Standpunkt aus gesprochen — Kernfrage seines Gedichts, daß ihm eine „klare und konsequente Vorstellung“ von ihnen fehlt (Wissowa a. a. O. 114, 1).

Damit ist über den ‚Gelehrten‘ Vergil der Stab gebrochen, aber nicht über den doctus poeta; Theorie wie Praxis der eigenen Zeit rechtfertigen ihn vollkommen.

Schon Aristoteles fand es durchaus in der Ordnung, daß sich der Dichter über den Stoff nicht gerade den Kopf zerbrach, sondern sichs bequem machte. Erst, so führt er aus (Poetik 13, 5 Susemihl), wählten die Dichter *τοὺς τυχόντας μύθους, νῦν δὲ περὶ ὀλίγας οἰκίας αἱ κάλλισται τραγῳδίαι συντίθενται.* In Alexandria kam es dann allerdings zu jener sonderbaren Verbindung von Poesie und Gelahrtheit, die für beide Teile ungesund war, besonders für die erstere, wenn sie im rostigen Stahlwams obskuren Wissens einherschritt[3]). Vortrefflich hebt aber dem gegenüber Heinze 475 hervor, daß Vergil, wenn ihm auch noch manches nachhängt von seinen alexandrinischen Vorbildern (477,1), doch eben ganz andere Ziele verfolgt als jene. „Mit dem historischen Einschlag seines Gedichts wendet er sich nicht an das gelehrte Interesse, sondern an das nationale Gefühl seiner Hörer“ (H. 475); und dem, so können wir fortfahren, kam es auf eingehende Quellenstudien nicht an.

Tatsächlich dachte man in Vergils Zeit nicht anders als in den Tagen des Aristoteles. Theoretisch spricht das z. B. Horaz aus (A. P. 129 f.):

Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
quam si proferres ignota indictaque primus.

Praktisch vertrat den gleichen Standpunkt Ovid. Über seine Arbeitsweise sind wir ziemlich gut unterrichtet. Während noch Teuffel (I 568) urteilte: „Die Quellen des Ovid im einzelnen nachzuweisen ist nicht möglich“, zeigt ein Durchblättern der Ehwaldschen Ausgabe (1898), daß in dieser Hinsicht erhebliche Fortschritte gemacht sind. Man fand, daß Ovid bei

---

[1]) Wie hoch dagegen z. B. Varro eigenes Schauen einschätzte, wie er jede Gelegenheit (auch seine militärischen Unternehmungen) benutzte um nachzuprüfen, ist bekannt (vgl. Ritschl III 437 ff., Münzer 275 u. 278). Auf Plinius' Ende brauche ich nicht hinzuweisen. Anerkennung verdient es aber, daß auch Dionys mit offenen Augen durch die Straßen Roms ging (Wissowa, Ges. Abh. 97).

[2]) Weiteres Material bietet W. Kroll, Studien über die Komposition der Aeneis (Jahrb. f. kl. Phil. Suppl. 27) 150 ff.

[3]) S. darüber R. Walther, De Apollonii Rhodii Argonauticorum rebus geographicis (Diss. phil. Hal. XII), bes. 27.

der Auswahl dieser Quellen wenig wählerisch war[1]) und die guten bisweilen recht flüchtig verarbeitete. Neuerdings hat W. Vollgraff in seiner Berliner Dissertation (1901) ausgeführt, daß Ovid im allgemeinen nur die nackten Worte des Mythographen ausschmückte (S. 5). Ziemlich elementare Kompendien sind es also, die Ovid vorlagen, und nach Kienzle (Basel 1903) hat es W. Zinzow (Greifswald 1906) versucht, ein solches Handbuch auf weite Strecken zu rekonstruieren. Eine gute Zusammenstellung des vorher Geleisteten bietet J. Dietze in der „Hamburger Festschrift" (1905). Er führt dort S. 59 aus: „Es sind für Ovid primäre und sekundäre Quellen zu unterscheiden. Unter den letzteren, den Kompendien, haben wir ein Handbuch herausgehoben, das die Sagen nach Geschlechtern und Zyklen behandelte, und ein anderes, das Metamorphosen aufreihte. — — — — Unter den primären Quellen sind vor allen diejenigen Dichter zu nennen, die Verwandlungssagen bearbeiteten — — — — daneben die übrigen, deren Lektüre in Ovid nachhaltigen Eindruck geweckt haben, so besonders die Tragiker und Alexandriner. Von den eigenen Landsleuten ist Vergil ausgibig verwertet."

Also auch er nimmt das Gute, wo er es findet. Strengeren wissenschaftlichen Anforderungen genügt er höchstens, um einen Scherz Krolls anzuführen, da, wo man es am wenigsten erwarten sollte. „Ich fürchte", sagt er (N. J. 03, 25), „bei genauerem Zusehen wird sich herausstellen, daß unter allen römischen Lehrgedichten Ovids Ars amandi die meisten durch eigene Erfahrung erworbenen Sachkenntnisse verrät." Wer wollte aber einen Stein auf den Dichter werfen, wenn es die gefeiertsten Gelehrten nicht viel besser trieben? So bemerkte ein Kenner des Plinius wie F. Münzer in dessen „Studierlampenbuch" eine sehr oberflächliche Kenntnis der vaterländischen Geschichte, selbst des Livius und Caesar (S. 127). Und als Ursache dieser auffallenden Erscheinung bezeichnet er richtig die Tatsache, daß damals die Historiker für die einen Plinius interessierenden Fragen bereits exzerpiert vorlagen (S. 128).

Was wiegt dem gegenüber das Zeugnis der uns erhaltenen, für das Schulbedürfnis geschriebenen Kommentare! Für die ist ja allerdings Vergil ein *vir anxie doctus*! Aber gerade der Eifer, mit dem diese Auffassung von den Vergil-Orthodoxen vertreten wird, macht mißtrauisch. H. Georgii hat in seiner ‚Antiken Aeneiskritik' (Stuttgart 1891) den Beweis erbracht, daß Vergil fast immer von den späteren Erklärern da gelobt wird, wo man früher etwas zu tadeln fand. Überall, wo wir das so häufige *bene*[2]) finden, sind wir berechtigt, Angriffe der Obtrectatores vorauszusetzen, denn *nemo excusat nisi rem plenam suspicionis* (Serv. Aen. I 242). Wir können also, nein wir müssen den Spieß umkehren und annehmen, daß in den Tagen der Vergiliomastix die tiefgründige Gelehrsamkeit Vergils lebhaft angezweifelt wurde. Je ferner man später dem Dichter stand, desto stärker machte sich eine beschönigende Tendenz geltend, kraft deren nun alles zum besten gekehrt wurde.

Für die Georgica hat man längst zugegeben, daß Vergil hier nicht „Bauernregeln seiner Heimat" bietet, sondern Buchweisheit, daß er möglichst lange einer Quelle[3]) folgt und sich von dieser nicht aus sachlichen, sondern aus künstlerischen Gründen entfernt, „ganz unbekümmert darum, ob ein Landwirt wohl aus seinem Werke die Grundlagen der Bodenbestellung lernen könne" (Kroll N. J. 1903, 25). Ein urteilsfähiger Leser seiner Zeit wollte sich ja hier nicht über Realien unterrichten, sondern die Kunst des Dichters studieren, mit der er es verstand, gerade einen so spröden Stoff zu meistern. Das hinderte nicht, daß später Vergil

[1]) Daher sein geringer Wert für religionswissenschaftliche Untersuchungen (Wissowa, Rel. u. Kultus der Römer 1902 S. 9 mit Anm. 1 u. 2).

[2]) Die abwehrende Bedeutung des *bene* hat übrigens Georgii schon früher erkannt; vgl. seinen Beitrag zur ‚Festschrift d. Gymn. etc.' Stuttgart 1877 S. 77.

[3]) Darüber vgl. die unten zitierten Arbeiten Jahns.

auch zu einer landwirtschaftlichen Autorität wurde (Kroll a. a. O.). Nur ganz vereinzelt finden wir halb verschüttete Spuren entschiedener Kritik[1]) besserer Tage.

Daß in Vergils Zeit die große Menge der Leser selbst in einem Lehrgedicht nicht belehrt sein wollte, sondern die Kunst des Dichters nur noch mehr bewunderte, wenn er ein *homo ignarus astrologiae* (wie Arat) oder *ab agro remotissimus* (wie Nicander) war, beweist Cic. de orat. I 69 (Kroll 24). Ein schlagender Beweis für die Akrisie der Epigonen ist es nun, daß man die ganze, uns überkommene astronomische Literatur als eine „Art erweiterten Arat-Kommentars" bezeichnen kann (Kroll, Altertumswissenschaft 36). Gab es doch mehr als 30 Arat-Interpreten[2])!

Nach alledem können wir die zu Anfang dieser Untersuchung aufgeworfene Frage nur dahin beantworten, daß eingehende wissenschaftliche Vorstudien unwahrscheinlich sind, daß Vergil vielmehr den Rohstoff der Sage, die *ἱστορία*, aus den am bequemsten erreichbaren Quellen schöpfte, zumal wenn sie gutes und reichliches Wasser lieferten. Es wären also schon sehr gewichtige Gründe anzuführen, wenn wir glauben sollten, daß Vergil, die Arbeit des damals angesehensten Antiquars wiederholend, eine sorgsame Nachprüfung seiner griechischen und römischen Gewährsmänner vornahm. A priori müssen wir demnach annehmen, daß er sich Varro anschloß, solange es möglich war.

Catal. 5 (7) pflegt man als echt zu betrachten; lassen wir es gelten, so haben wir darin den Beweis dafür, daß Vergil sich in seiner Frühzeit so gründlich mit Varro beschäftigte, daß er schließlich seiner überdrüssig wurde. Der unmutsvolle Abschied ward ihm aber später leid. Für die Georgica griff er wieder (besonders im III. B.) zu Varro.

Auch bei der Inventio für die Aeneis war Varro der gewiesene Führer. Ist ihm Vergil wirklich gefolgt?

Wenigstens einen Teilbeweis, den für die Abhängigkeit von Varro hinsichtlich der italischen *κτίσεις* glaube ich in meiner Dissertation erbracht zu haben. Einen Gedanken Wissowas weiterverfolgend, habe ich es dort wahrscheinlich gemacht, daß der Dichter für diese Fragen nicht Timaeus und Alexander Polyhistor, Cato und Coelius, Cn. Gellius und Hemina, Silen und Zenodot befragt hat, sondern in seinem Varro vereinigt und geordnet vorfand, was jene geurteilt hatten[3]). Eine Fortsetzung für die ‚errores' hoffe ich bald bieten zu können. Der Gesamtbeweis kann hier schon deshalb nicht erbracht werden, weil die bereits so lange schmerzlich vermißte Sammlung des varronischen Nachlasses, die wir jetzt von P. Weßner erwarten, noch nicht vorliegt. P. Fraccaro[4]) hat in seinem außerdentlich fleißigen, fast ganz auf deutscher Arbeit beruhenden Buche die auf Aeneas bezüglichen Fragmente leider ausgeschieden, da die erhaltenen nicht in die Schrift De gente p. R. gehören (S. 281).

---

[1]) Proben davon bei Kroll a. a. O. 25, 1; besonders kräftig der bei Serv. zu Georg. I 229 zurückgewiesene Vorwurf *Metrodorus asserit frustra culpari a plerisque Vergilium quasi ignarum astrologiae.*

[2]) A. Gudeman, Grundriß der Geschichte der klassischen Philologie Leipz. u. Berl. 1907 S. 86.

[3]) Zustimmend äußerten sich in ihren Besprechungen und Anzeigen, soweit mir bekannt wurde, Deuticke, Ehwald und Kroll. Die Einwendungen Detlefsens und Jahns betreffen weniger das Resultat als Methodisches. Ganz zuletzt noch hat sich meiner Auffassung angeschlossen P. Fraccaro, Studi Varroniani, De gente populi Romani libri IV, Padova 1907, bes. S. 207, 6 zu Diss. 324. Sehr glücklich ist das Bild Useners (Sitzungsberichte der Münch. Akad. 1892 S. 600): „Varro kommt mir vor wie ein Kranen, der aus den reichen Schiffsladungen der alexandrinischen Zeit die Waren auf die Frachtwagen der Nachwelt hebt."

[4]) Zur Ergänzung des kurzen Berichts über die Varro-Literatur Diss. 290 f. sei hier noch hingewiesen auf die Sammlung der grammatischen Bruchstücke von H. Funaioli (Gramm. Rom. fragm. I Leipz. 1907 S. 179 ff.), auf H. Peter, Hist. Rom. rel. II Leipz. 1906 S. XXXII ff., und A. Klotz, Quaestiones Plinianae geographicae, Berlin 1906.

Welche Schrift oder Schriften Varros Vergil heranzog, ist sehr schwer zu bestimmen. Bei jedem, der den Versuch gemacht hat, ein Stück Varro zu rekonstruieren, kann man Stoßseufzer darüber lesen, daß gerade bei diesem „Erzschematiker" (Weßner) die Grenzen der einzelnen Bücher so fließende sind. Daher war denn auch von Aeneas an den verschiedensten Stellen die Rede. Daß er in den Imagines den Reigen eröffnete, wurde oben erwähnt. Aeneas stand Varro so nahe, daß er ihn schließlich auch einmal travestierte (fr. 437 Buech.). In Varros Hauptwerk, den Antiquitates, wie in den dazugehörigen Monographieen (De gente p. R., De familiis Troianis etc.) konnte er nicht fehlen.

Ist also nach dieser Seite hin keine Gewißheit zu erzielen, so ist andererseits klar, daß der Antiquar dem Dichter noch mehr bot als den Niederschlag griechischer und römischer Gelehrsamkeit über die Aeneas-Sage: Vergil versuchte nach Varro auch ein Bild altitalischer[1]) Kultur zu geben. Wenigstens weisen die zahlreichen Bemerkungen unserer Kommentare über Staats-, Kriegs-, Rechts-, Sakral-, Privataltertümer, vielfach auch die über geographische[2]) Dinge auf Varro (für Aen. I z. B. Serv. zu 505, 648, 649, 697). Bisweilen ist die Beziehung freilich gesucht (wie zu I 415), und daran, daß Vergil wirklich diese zerstreuten Notizen aus den vielen bei Serv. angeführten Werken mühsam zusammengetragen hat, ist nicht zu denken. Wir wissen ja nicht, durch welche Mittelquellen (Lexika?) Servius zu seiner Weisheit gekommen ist. Viel Brauchbares fand Vergil jedenfalls in Varros ‚Aetia' vereinigt, die Servius zu Aen. I 408 zitiert[3]).

Die *ἱστορία*, die Tradition, konnte nun nicht so ohne weiteres in Poesie umgesetzt werden. Sie mußte sich zunächst eine vorläufige *διάθεσις* gefallen lassen, durch die eine Menge antiquarischen Ballasts wegfiel, für den der bunte *μῦθος* eintrat. Ihn überlieferten die Dichter. Und so hat man denn früher, genau wie man in Vergil den grundgelehrten Antiquar sah, angenommen, er sei hier ebenfalls stets zu den letzten und besten Mustern vorgedrungen, um sie auch inhaltlich auszubeuten. Daher ist die Untersuchung Kuschels (Über die Quellen von Virgils Aeneis, Progr. Kgl. kath. Gymn. Breslau 1858) voll von Hinweisen auf Benutzung kyklischer Epen und attischer Tragödien (vgl. z. B. S. 2). Aber auch Cauer glaubt für B. II noch Arktinos und Lesches herbemühen zu sollen (a. a. O. 170). Im Gegensatz dazu hat W. Kroll (Studien 161 ff.) es wahrscheinlich gemacht, daß Vergil für mythographische Dinge, die er bei Varro nicht fand, zum Handbuch griff: eine These, die (für B. II) auch Deutickes (Z. f. d. Gymn. 55 S. 128, 1) Beifall gefunden hat, der in Vergil einen „literarischen Feinschmecker" sieht[4]).

---

[1]) Siehe darüber L. Lersch, Antiquitates Vergilianae Bonn 1843. Daß schon Naevius seine Troer mit spezifisch römischen Zügen ausstattete, bemerkt Wissowa a. a. O. 105.

[2]) Das von Ritschl a. a. O. 496, 12 postulierte geographische Werk Varros sucht A. Klotz a. a. O. 13 mit Reitzenstein in den Büchern XI—XIII der Ant. rer. hum.

[3]) Ich vermute, daß Varro auch für einen großen Teil der Namen Vergils Quelle war. Daß Vergil hier ebenfalls nicht plump erfand, sondern am liebsten literarisch Rezipiertes bot, hat C. Wendel (De nominibus bucolicis in Phil. Jahrb. Suppl. XXVI) gezeigt. Nach Servius zu Aen. IX 567 wußte man nur einen Namen der Aeneis nicht zu belegen. Sollten sie wieder mit unendlichem Fleiße aus Annalisten und Antiquaren zusammengesucht sein? Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß er sich i. allg. an Varro hielt. Nach F. Münzer a. a. O. 265 ff. gehen die zahlreichen Varro Fragmente, die Etymologien römischer Eigennamen bieten, auf eine systematische Darstellung dieses Gegenstandes durch Varro zurück. Aber nicht nur da, sondern auch in den Listen der Lokalgötter, über die Tertullian spottet (Ant. rer. div. I 52a Agahd), fanden sich ganze Bündel erlesener altitalischer Namen. Da der große Bedarf Vergil veranlaßte, selbst Varianten desselben Namens für verschiedene Personen zu verwenden (Diss. 378 f.) und einer Nebenperson den oskischen Jupiternamen zu geben (Serv. zu IX 570), so wird er kein Bedenken getragen haben, in diese Schätze hineinzugreifen.

[4]) Dagegen ist vom Standpunkte der augusteischen Zeit nichts einzuwenden. Wer Varro zum Führer nahm, verdiente gewiß ein solches Epitheton. Mit Recht hat Leo einmal gesagt, daß man sich die Wirkung Varros nicht als eine zu breite vorstellen dürfe. Dem nur lesehungrigen Publikum mußten seine Bücher unverdaulich erscheinen.

Ehwald (Philol. 53, 735 ff.) ist lebhaft dafür eingetreten, daß Vergil manche scheinbare Erfindungen dem Volksglauben entnommen, also literarisch rezipiert hat. Norden (vgl. auch Komm. S. 253 ff. u. 195) möchte nur im äußersten Notfall eine solche Erklärung zulassen, während Skutsch (a. a. O. II 108 f.) mit Jahn behauptet, daß Vergil nur nach schriftlichen Quellen gearbeitet habe. Wir werden zu der Frage bei der Behandlung der Polydorus-Episode Stellung zu nehmen haben.

Also nicht eigentlich des Inhalts wegen studierte Vergil nunmehr seine Vorbilder, sondern um ihnen zunächst einmal die Hauptmotive zu entnehmen, um die sich die Handlung gruppieren sollte. Irrfahrten und Schlachten, die *κατάβασις*, die *ἆθλα,* Kämpfe um ein Schiffslager und um eine Stadt, eine schöne Frau als Ursache unendlichen Leids, Kataloge der Völker und so vieles andere bot ihm Homer aus seinem unerschöpflichen Reichtum. Aber auch bei Callimachus, Euphorio und namentlich Apollonius wurden Anleihen gemacht. Die Dichter des eigenen Volks, fast nur Übersetzer (das allerdings im besten Sinne des Worts), vermochten in diesem Stadium poetischen Schaffens wenig zu bieten.

§ 2.

Die Dispositio.

Zwischen der Sammlung des Materials und dem Gedicht selbst steht die Prosa-Aeneis.

Donat berichtet (60,1 ff. Reiff.): *Aeneida prosa prius oratione formatam digestamque in XII libros componere instituit* etc. Identisch mit dem oben von uns postulierten kurzen Entwurf ist jedenfalls die von Augustus erwähnte *prima carminis ὑπογραφή*, während die bei Donat daran angeschlossene Notiz über die Rezitation durch ihr *multo post perfectaque demum materia* uns zu der Annahme zwingt, daß auch die Prosa-Aeneis nicht aus einem Gusse war, sondern vielfach umgestaltet und bis in alle Einzelheiten erst durchdacht und (relativ) abgeschlossen wurde, als der Dichter sich daran machte, einen Teil seines Gedichtes vortragsfähig zu gestalten.

Vergil wollte also bei der Komposition der Aeneis eine Prosa-Unterlage haben — wie er das von seinem Lehrgedicht her gewohnt war. Das Neue war, daß er sie sich hier erst schaffen mußte und nun natürlich als Dichter schuf. Praktisch verwertbar war diese zweite *ὑπογραφή* nur, wenn in ihr der künstlerische Aufbau bereits durchgeführt war. Darauf lassen ja auch die Angaben unserer Überlieferung schließen. Also übt Vergil eben jetzt jene epische Technik aus, die Heinze, auf den Bahnen von Plüß weiter vordringend, eigentlich erst für uns entdeckt hat. Die Reduktion des Stoffs, seine Konzentration, seine Gruppierung nach künstlerischen Gesichtspunkten, diese gewaltige Gedankenarbeit, deren Ergebnis die Umwandlung des spröden Materials in eine Folge dramatisch bewegter Szenen (Kroll) ist, die sich wieder zu kallimacheischen Epyllien zusammenschließen (Heinze 261), sie wurde in der Hauptsache hier getan, wo der Dichter nicht durch die Bleigewichte stilistischer und metrischer Gesetze gehemmt war. Dem Prosaentwurf ist es aber auch ganz wesentlich zu verdanken, wenn die Aeneis trotz aller Wandlungen, die sie noch durchzumachen hatte, ein ἕν[1]) geworden ist. Auf ihm beruht eben nicht nur die (freilich relative) äußere Einheitlichkeit,

[1]) Über diese Einheit des Ganzen und der Teile vgl. Heinze 433 ff. Bekanntermaßen hat in scharfem Gegensatze dazu W. Kroll in den oben angeführten ‚Studien' die These zu stützen gesucht, daß die Aeneis „als Ganzes planlos gewesen und geblieben sei, so planlos wie nicht leicht ein anderes Epos" (136). Sein an die Spitze gestelltes stärkstes Argument ist die Meinung, daß der Versuch, die Herrschaft des Augustus durch den Nachweis seiner Abstammung von Aeneas zu stützen, verunglückt sei, da über das Verhältnis des Iulus zum albanischen Königshause Unklarheit herrsche. Folge

nein, auch die Verwirklichung der volkserzieherischen Absichten; der hohe sittliche und nationale Schwung, der sich in ihr geltend macht, kann nicht bei der unten geschilderten musivischen Arbeit, sondern nur jetzt in sie hineingelegt sein.

Der Prosaentwurf öffnete auch der Rhetorik Tür und Tor.

Vergil hat sich niemals von ihr unterkriegen lassen (wie Ovid[1]), und Heinze (431) betont richtig, daß er nie nach Gelegenheiten hascht, rhetorische Paradestücke anzubringen, daß vielmehr das Schema der Invention unter einer weichen und schönen poetischen Hülle so verdeckt liegt, daß es nur dem geschärften Blick sichtbar wird. Aber vorhanden ist die rhetorisch aufgebaute Unterlage[2]), die auch deshalb für seine poetischen Zwecke taugte, weil die Rhetorik wie seine Poesie darauf hinarbeitete, das *πάθος* bei den Hörern zu erregen (Heinze 432). So half ihm die Rhetorik, die dem Südländer nicht als Mache erscheint, sondern im Blute liegt, nicht nur die Reden kunstvoll disponieren, sie wirkte auch auf seine Periodik, sie gab ihm die *σχήματα διανοίας* und *λέξεως*, sie bestimmte den *delectus verborum*, die Interpunktion, gelegentlich auch die Metrik, sie reichte ihm den Schmuck der Alliteration wie der Gleichnisse und Deklamationsthemen aus der Geschichte, sie beeinflußte endlich seine Erzählungsweise aufs stärkste durch das Streben nach Kürze und Konzentration in Rede und Handlung[3]).

Natürlich war Vergil nicht der erste, der sie den Zwecken der Poesie dienstbar machte, und das Rhetorische bei ihm ist nur zu einem kleinen Teile ursprünglich. Heinze hat beobachtet, daß die Mittel, mit denen Vergil das *πάθος* erzielt, die für die Wirkung eigentlich entscheidenden Züge, uns in der Rüstkammer des Dramatikers wiederbegegnen (465 u. 467). Aber auch die Annahme, daß Vergil es war, der sie als erster prinzipiell und in breitester Ausdehnung auf das Epos übertrug, würde zu kühn sein. Heinze weist nun aber darauf hin, daß unter den erhaltenen Denkmälern der hellenistischen Poesie kein einziges den Anspruch erheben darf, in allen oder auch nur allen wesentlichen Punkten als Vorbild Vergils zu gelten (467), während er seinerseits für den dramatischen Stil der poetischen Erzählung Jahrhunderte hindurch das Muster war. Apollonius oder gar „das jüngere, durch und durch manierierte und in der Komposition geradezu perverse Epyllion" lassen den dramatischen Charakter der Erzählung durchaus vermissen. Ihnen eifert Vergil nach in der durchgefeilten Form der Darstellung. Aber im übrigen kommt es ihm nicht (wie jenen) an auf „geistreiche Belebung des Details, vornehme Zurückhaltung in Linie und Farbe"; was ihn auszeichnet, ist das Streben nach einfacher Größe, das Hinarbeiten auf „starke Affekte, Spannung, Erregung, kurz das *ἐκπληκτικόν*" (Heinze 468).

---

doch Vergil Aen. VI 763 ff. dem Cato, der den Iulus kinderlos sterben ließ. Er fand Widerspruch bei Norden (N. J. 1901, 278 ff.), Deuticke (a. a. O. 293), später auch bei Heinze (155, 1), hielt aber noch 1903 (N. J. S. 2, 1) an seiner Auffassung fest, freilich mit der Einschränkung, daß Vergils antiken Lesern wohl nicht so viel darauf ankam, als uns scheint. Sachlich scheinen mir Krolls Bedenken bei Norden Komm. S. 310 f. erledigt. Aber selbst wenn Kroll im Rechte wäre, würden daraus nicht so weitgehende Folgerungen zu ziehen sein, wie er es versuchte. Eine viel kräftigere Stütze des bestehenden Regiments war die durchgeführte Identifizierung des Augustus mit Aeneas, äußerlich (vgl. z. B. Aeneas III 12: *cum sociis gnatoque penatibus et magnis dis* ~ Augustus VIII 679: *cum patribus populoque penatibus et magnis dis*) wie innerlich (Leo Kult. d. Geg. I 8, 348). Und für ein naives Empfinden bewies das liebliche Bild des Troia-Spiels (Iulus und Atys, die Ahnherren des Kaisers, an der Spitze der Geschwader V 568 f.) weit mehr als der schönste Stammbaum. Wer unterrichtet sich denn über die davidische Herkunft Jesu in den Geschlechtsregistern des N. T.?

[1]) Vgl. Kroll N. J. 1903, 21 f.

[2]) Im Altertum ging man soweit, Belege für so ziemlich alle rhetorischen Regeln bei Vergil zu suchen (vgl. Macrob. Sat. IV). Das Ergebnis solcher Nachforschungen lautete, daß er *non minus orator quam poeta habendus* sei (Macrob. V 1, 1).

[3]) Vgl. Norden, Komm. 474 f. (Reg. III b); über diese „komprimierte Rhetorik" s. auch Kroll N. J. 1908, 524 ff.

Woher also, fragen wir wieder, der rhetorisch-dramatische Stil seiner Erzählung?

Heinze (468 f.) bringt zunächst eine Lösung, die aber höchstens auf einem Umwege zum Ziele führt. Dem Stile Vergils am ähnlichsten ist derjenige der peripatetischen Geschichtsschreibung; steht doch auch sie ganz auf dem Boden der aristotelischen Tragödientheorie. Ihre Kennworte sind *ἐνάργεια* und *πάθος*, ihre gelehrigenSchüler sind jene Römer, die uns von Camillus und Coriolan in einem Stile erzählen, der dem Vergils technisch äußerst nahe steht (Heinze 469). Sollte Vergil bei ihnen in die Lehre gegangen sein, sollte er es gewagt haben, als erster so zu singen, wie sie sagten? Das ginge über das Maß der sonst bei ihm festgestellten Originalität weit hinaus.

Heinze selbst deutet aber noch einen zweiten Weg an, der dunkler ist, aber direkt zum Ziele führen dürfte. Er erinnert nämlich an das historische Epos hellenistischer Zeit, von dem wir freilich nicht sicher wissen, ob und wieweit es sich die von der Geschichtsschreibung so vollendet ausgebildete Technik zu nutze gemacht hat. An Spannung, Aufregung und dramatischer Bewegung scheint es z. B. in dem Epos des Rhianus nicht gefehlt zu haben. Weiter vermögen wir auch nicht zu bestimmen, wie weit des Ennius epische Technik durch die seiner Vorbilder bestimmt wurde. Sicher ist ja seine Gesamtkomposition von der Vergils grundverschieden, wahrscheinlich weicht sie aber auch von der seiner griechischen Vorbilder erheblich ab.

Gibt es nun eine Brücke von Vergil zu jenen historischen Epen? Wer mit uns annimmt, daß der Sänger der Aeneis in seiner Frühzeit *Res Romanas* schreiben wollte und sich längere Zeit mit diesem Projekte trug, wird es für höchst wahrscheinlich halten, daß er bei den poetischen Vorstudien sehr bald über Ennius zu dessen Vorbildern zurückging und von ihnen lernte, was wir an ihm bewundern, den dramatisch-rhetorischen, das Pathos mächtig erregenden Stil seiner Erzählung, den ihm die peripatetischen Historiker nur mittelbar, die uns erhaltenen Alexandriner und Homer garnicht geboten haben können.

Wir haben damit schon etwas vorgegriffen; natürlich war die Prosa-Aeneis kein Noli me tangere, vielmehr ergab sich oft genug erst bei der poetischen Ausführung die Notwendigkeit, eine Szene, ein ganzes Buch umzustürzen und völlig neu aufzubauen. Aber die eigentliche Kompositionsarbeit muß hier im Zusammenhang getan sein.

Gegen diese Annahme scheint die Stellung des V. Buchs zu sprechen. In der Tat, wer eben mit wirklicher innerer Anteilnahme das Gerüst des IV. Buchs errichtet hatte, konnte, so sollte man annehmen, diesem nicht das V. folgen lassen. Ein Fehler[1]), wie er hier begangen wurde, scheint allenfalls entschuldbar, wenn dem Dichter, der ja die Aeneis stückweise nach Stimmung und Laune bearbeitete, nur ein dürrer Entwurf vorlag. Aber dieser Verstoß, veranlaßt durch die von Heinze analysierten künstlerischen Erwägungen, hat eine andersartige, tiefere Ursache. Vergil, der Didos Liebesglück und Liebesschmerz frauenhaft nachzuempfinden und packend darzustellen vermochte, der innige Freundesliebe mit so warmem Interesse schilderte, hat Liebesfreude und Liebesleid seines Haupthelden weder in der Dido- noch gar in der Lavinia-Episode mitgefühlt. So kommt es, daß Aeneas' Sinn, der noch eben das Schreckliche ahnte (*furens quid femina possit* V 6), am Tage darauf zu Spiel und Scherz aufgelegt ist (*ergo agite et laetum cuncti celebremus honorem* V 58). In Prosa kann Vergil das sehr wohl unmittelbar nach jenem ergreifenden Schluß des IV. Buchs konzipiert haben. Stellt er doch ganz entsprechend

[1]) Kroll, der die Vorzüge des Heinzeschen Buchs rückhaltlos anerkennt, bemerkt über Heinze N. J. 1908 S. 519, 2 g. E.: „Bisweilen wundert man sich, daß er bei eingehender Besprechung größerer Partien naheliegende Anstöße nicht erwähnt.“ Unser Fall ist auch ein solcher, denn Heinze 142 ff. findet die Motivierung der Wettspiele in V ganz vortrefflich.

innerhalb des IV. Buchs der leidenschaftlich erregten Dido, die der Schlummer meidet, kaltblütig den in gleichmäßigen Spondeen schnarchenden Aeneas gegenüber (*carpebat somnos rebus iam rite paratis* IV 555)!

Dagegen spricht für unsere Annahme, was uns Donat über Vergils Produktionsweise in früherer Zeit zu berichten weiß. Als er die Georgica schrieb, so sagt er ausdrücklich, pflegte er sich frühmorgens dem raschen Zuge der Improvisation zu überlassen und eine Menge von Versen zu schaffen, die er dann im Laufe des Tages auf ganz wenige zusammenstrich, sodaß er selbst scherzend sagte *carmen se informe more ursae parere . . et lambendo demum effingere* (59,16 f. Reiff.). Dort lag eben kein künstlerisch durchdachter Prosa-Entwurf vor, sondern die „aufgeschlagene" (Jahn) Prosaquelle, die zu übermäßiger Breite verführte.

§ 3.

Die Elocutio.

Der geneigte Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, wird, wenn er nicht Fachmann ist, glauben, daß nun endlich Phantasie und Gefühl über Imitation und Reflexion den Sieg davontrugen, daß jetzt der Dichter zum Dichter ward. Aber das Gegenteil ist der Fall. Fast schon zu lange hatte er sich nach den Begriffen seiner Zeit der goldenen Freiheit gefreut; jetzt galt es, in die wohltätige Zucht der strengen Lehrmeister zurückzukehren. Jetzt begann erst eigentlich ihr Einfluß. Wie der Rhetor das wohldurchdachte, aber schmucklose *ὑπόμνημα* durch das *ornare* völlig verwandelte, so mußte jetzt die *ὑπογραφή* durch ein der Übersetzungstätigkeit ähnliches Verfahren in Poesie übertragen werden. Wir sind daher berechtigt, eine Überschrift zu wählen, die zunächst so befremdlich klingt.

Untersucht ist dieser Prozeß von Skutsch und Jahn. Der erstere behandelte das Verhältnis Vergils zur Ciris, die von diesem nach seiner Überzeugung geradezu ausgeplündert ist, während man früher in ihr umgekehrt eine Art von Cento (Schanz) aus Vergil erblickte. „Geradezu täppisch" nennt Skutsch die Art, in der bisweilen der Nachahmer sich als solcher zu erkennen gibt. Da ich aber von seiner Beweisführung (bes. gegen Drachmann) noch nicht völlig überzeugt bin, so wollen wir uns hier nur an Jahn halten.

Dieser hat sich in den Berliner Programmen von 1897, 1898 und 1899 (Köllnisches Gymnasium) der sicher sehr dankenswerten Mühe unterzogen, die Abhängigkeit Vergils von Theokrit unter die Lupe zu nehmen. Von den Bucolica ist er dann zu den Georgica übergegangen, mit denen er sich in dem Programm von 1905 sowie Herm. 38 (1903) 244 ff., Rhein. Mus. 58 (1903) 391 ff., Philol. 63 (1904) 66 ff. beschäftigt. Sein Material ist also sehr verzettelt. Jahn faßt das Ergebnis seiner Forschungen Rhein. Mus. 58, 391 folgendermaßen zusammen: „Vergil arbeitet stets so, daß er sich zunächst einer Quelle oder einem Hauptmuster anschließt, dann für den Ausdruck oder Nebendinge noch andere Muster, oft in reicher Fülle verwertet. Die Worte der Quelle werden oft poetisch, und zwar oft wahrhaft poetisch, paraphrasiert; dabei ist der Ausdruck wieder Gegenstand des sorgfältigsten und mühseligsten Studiums." „Vergil sucht (so führt er weiter aus) in dieser Beziehung gerade das Gegenteil von Originalität; er will das Gute verwerten, was ihm bekannt geworden und für ihn erreichbar ist; er hat sich sicher förmliche Sammlungen angelegt. Seine Originalität aber sucht er darin, daß er nichts so verwertet, wie er es gefunden hat, sondern das alte gute Metall zerschmilzt und in neue Formen gießt." „Seine Quellen lagen aufgeschlagen vor ihm, und die Übersetzung ins Poetische erfolgte dann nach überaus fleißigen Auszügen." So ist denn das fertige Werk eine „Mosaikarbeit, eine außerordentlich mühsame und künstliche" (Phil. 63, 66).

Die Beweisführung Jahns ist, namentlich was die Bucolica und das Verhältnis zu den Quellen und Hauptmustern anlangt, überzeugend; etwas anders steht es um die Werke, die Vergil mit gereifter Kraft schrieb, besonders um ihr Verhältnis zu den zahllosen Mustern. Prüft man die lange Reihe der „Studien“ und die Art ihrer Verbindung miteinander (Studie ‚über Aegypten‘, ‚das dem Erfinder gebührende Lob‘, über ‚die Anrede eines bedrängten Sohnes an seine Eltern, zumal Wassergottheiten‘, über ‚Opfer‘, ‚Mittagshitze‘, ‚Höhlen der Meergreise‘, über ‚das Nahen der Schatten und die Grenzen ihres Kerkers‘, ‚Obszönitäten‘ u. dgl. Jahn Progr. 1905 S. 19 f., 1898 S. 24), so kann man nicht glauben, daß dergleichen Dinge aus allen möglichen Winkeln für alle Fälle gesammelt und sauber katalogisiert vorlagen. Man wird höchstens annehmen, daß sich gelegentlich der eifrig betriebenen Lektüre der Muster Lesefrüchte am Rande des Prosaentwurfs (bezw. der Quelle) ansammelten. Außerdem gibt es ja noch manche andere Erklärung für kurze Abhängigkeit von weit entlegenen Mustern.

In Betracht kommen da zunächst die gelehrten Kommentare, mit denen zum mindesten die poetischen Vorlagen Vergils versehen waren. Jahn selbst hält es (Progr. 1898 S. 25) für möglich, daß sie dem Dichter Parallelstellen boten. Eine lehrreiche Zusammenstellung von Fällen, in denen antike Prosaiker und Poeten ältere Werke in kommentierten Ausgaben gelesen oder Kommentare, Scholiensammlungen und ähnliche Hilfsmittel[1]) zu Rate gezogen haben, bietet Gercke bei W. Kroll, Die Altertumswissenschaft, Leipzig 1905 (= Burs. J. B. Suppl. 124) 504 f.; in ihrer Gesamtheit haben sie leider noch keine Darstellung gefunden. Hervorzuheben ist, daß z. B. Naevius kommentiert vorlag; so erwähnt Varro de l. Lat. VII 39 zwei sonst gänzlich unbekannte Kommentatoren namens Cornelius und Virgilius[2]). Ein C. Octavius Lampadio erklärte außer Naevius auch Ennius, und um 100 v. Chr. schrieb M. Pompilius Andronicus seine ‚Annalium elenchi‘, die Orbilius herausgab.

Gelegentlich geht Vergil über den Entlehner, den er sonst ausbeutet, zu dessen Original zurück, um die Mittelquelle danach zu berichtigen (W. Kroll a. a. O. 10). So ist die Geschichte mancher Wendungen sehr kompliziert.

Weiter ist zu bedenken, daß viele Quellen und Muster Vergils uns nur sehr lückenhaft vorliegen. Finden wir z. B. bei erwiesener Abhängigkeit von Accius ein gesichertes furtum aus Ennius oder Terenz, so berechtigt das noch lange nicht zu dem Schluß, daß der Dichter hier in den Schatz seiner mit saurem Fleiß gesammelten ‚Studien‘ gegriffen hat, da Accius beide imitierte (F. Marx bei Pauly-Wissowa u. Accius I 141). Deckt sich Vergil mit Cicero, Lucrez oder Livius, so kann Ennius gemeinsame Quelle sein (Ed. Norden, Komm. 364 f.). Ebenso kann ein griechisches oder römisches Tragikerbruchstück durch Ennius vermittelt sein, wie denn überhaupt zwischen Epos und Tragödie je und je eine starke Wechselwirkung stattfand (Norden, Komm. zu 405, 500, 692 f.)[3]).

Wenig wahrscheinlich ist, daß Vergil, den Gelehrte um seine vortreffliche Bibliothek beneideten, gelegentlich zu einem durch Kontamination entstellten Schauspielerexemplar einer Tragödie gegriffen hat. Dagegen ist es sehr wohl denkbar, daß er schon hier oder jedenfalls beim Ausfeilen seines Werkes bisweilen zu praktischen Nachschlagebüchern, die ihm rasch über eine Klippe hinweghalfen, seine Zuflucht nahm. Ein solches war jedenfalls das Werk des Didymus *περὶ τραγικῆς λέξεως*, das Macrobius (Sat. V 18, 11) aus einem Vergilkommentar zitiert. Daß der vielgeschäftige Didymus von Vergil selbst benutzt wurde, ist nach Macrobius (Sat. V 22, 9)

[1]) Vergil kannte und benutzte wahrscheinlich die Homer-Metaphrase des Dorion: Kroll N. J. 1903 S. 10, 3.
[2]) Vgl. A. Gudeman, Grundriß 123.
[3]) Vgl. Jahn Rhein. Mus. 58, 393.

so gut wie sicher. Noch elementarer war jedenfalls der Gradus ad Parnassum, aus dem Macrobius Sat. V 21 eine interessante Probe aller möglichen klangvollen Umschreibungen für das Wort *pocula* (*carchesia, cymbia, canthari, scyphi*) gibt; da fand man vereinigt ganze Bündel von erlesenen (freilich meist griechischen) Zitaten, die die Möglichkeit boten, ein triviales Wort, die Bezeichnung einer *sordida res*, durch ein hochpoetisches, der eigentümlichen Lage angemessenes, zu ersetzen.

Hinsichtlich der von Jahn angenommenen Sammlungen kann man auch ein argumentum ex silentio nicht unterdrücken: waren sie so umfassend, wie wir nach Jahn annehmen müßten, so wertvoll, wie der Erfolg bewies, wo sind sie dann geblieben? Die noch viel unfreieren Schüler hätten sich diesen kostbaren Schatz des Meisters nicht entgehen lassen, wie z. B. Callimachus und Apollonius, die Vorbilder Vergils, in denen aber das gelehrte Interesse das poetische weit überwog, sich bestimmen ließen, die wahrscheinlich für den eigenen Bedarf angelegten Sammlungen von *κτίσεις* zu allgemeinem Nutzen nnd Frommen zu veröffentlichen (Diss. 288).

Endlich spricht gegen Jahn der Eindruck, den wir sonst von Vergils Arbeitsweise gewonnen haben. Durch und durch unsystematisch — so steht er vor uns, und so zeichnet ihn uns die Überlieferung. Bei Donat lesen wir (60,1 ff.): *Aeneida . . . particulatim componere instituit prout liberet quidque et nihil in ordinem arripiens. Ut ne quid impetum moraretur, quaedam imperfecta transmisit, alia levissimis verbis veluti fulsit, quae per iocum pro tibicinibus interponi aiebat ad sustinendum opus, donec solidae columnae advenirent.* Wer so mit verträumten Dichteraugen darauf wartet, daß ihm der gütige Zufall irgendwie zuträgt, was er nötig hat, den kann man sich schlecht bei der Anlage umfänglicher, planmäßiger Sammlungen vorstellen.

Zur Illustration seines Verhaltens gegenüber den Mustern können wir leider die Alexandriner nicht heranziehen, da die Gesetze ihrer Poetik noch keine erschöpfende Darstellung gefunden haben (Kroll N. J. 1908 S. 520,1). Mancherlei Interessantes findet sich bei Heinze; so schildert er S. 246, Strabo folgend, wie nach der Auffassung dieser Zeit Homer mit der Überlieferung verfahren war. Bekannt ist ja, daß die gleichartige Methode des Schaffens Parallelerscheinungen auf dem Gebiete der Kritik zur Folge hatte[1].

Ziemlich gut sind wir dagegen über Ennius unterrichtet, dessen *diligens sectator* (Vahlen, Enn. praef. 147) Vergil sein mußte. Auf Leo (a. a. O. 85 ff.) gestützt, führt Skutsch b. P.-Wiss. V 2595 aus, daß er die Kommentare seiner Vorlagen heranzog, ihre Etymologien benutzte und sich ihren ästhetischen Bedenken fügte, daß er Einzelheiten aus anderen Dramen einarbeitete, daß er weiter selbst zum Aufbau seiner Prätexten Bausteine aus griechischen Tragödien verwandte, genau wie er in seinen Annalen dem Homer folgte. Die historischen Quellen waren ihm nur „der Canevas, auf den er seine bunten Bilder stickte" (Skutsch 2610).

Ein großer Verehrer der Scholienweisheit war auch Ovid; ein „artiges Beispiel" für eine dadurch hervorgerufene Verballhornung seiner Vorlage bietet C. Robert, Bild und Lied (= Phil. Unt. V) Berl. 1881 S. 231,5.

---

[1]) So konnte sich ein Vergilapologet, wenn man dem Dichter der Dido-Episode zu starke Abhängigkeit vom Sänger der Medea vorwarf, mit vollem Recht darauf berufen, daß Vergil hier nur wiederholte, was Apollonius getan. Was dem einen recht war, mußte also dem andern billig sein. Man vergleiche Macrob. Sat. V 17,4 und Schol. Apoll. I 623. Dort liest man: *bene in rem suam vertit quidquid ubicumque invenit imitandum adeo, ut de Argonauticorum quarto, quorum scriptor est Apollonius, librum Aeneidos suae quartum totum paene formaverit ad Didonem vel Aenean amatoriam incontinentiam Medeae circa Jasonem transferendo. Quod ita elegantius auctore digessit, ut* etc. Im Scholion findet sich erwähnt ein Asclepiades *δεικνὺς ὅτι παρὰ Κλέωνος* (sc. *Ἀργοναυτικῶν*) *πάντα μετήνεγκεν Ἀπολλώνιος.*

Über den Grad der stilistischen und sprachlichen Abhängigkeit Vergils von seinen Haupt- und Nebenmustern tappte man so lange im Dunkeln, als sein Verhältnis zu Ennius nicht geklärt war. Wenn man nur die bezeugten Ennius-Bruchstücke heranzog (wie Bentfeld in dem Salzburger Progr. 1875), so blieb man an der Oberfläche. Wege, die wirklich zum Ziele führen, hat erst Norden gewiesen. Ausgehend von den Beziehungen, die zwischen Vergil und den uns erhaltenen Dichtern (von den Römern besonders Lucrez für Aen. VI 724 bis 751) obwalten, hat er 359 ff. seines Kommentars die Grundsätze zusammengestellt, nach denen er „ennianischen Reminiscenzen" in der Aeneis nachgegangen ist. Die leitenden Gesichtspunkte finden sich S. 362 f.; Verstöße gegen die eigene, fein durchgebildete metrische Praxis, ein leises Archaisieren der Sprache, eine durch Entlehnung von Phrasen kompliziert gewordene Wortstellung oder Konstruktion, Einflüsse des ennianischen Ethos, kurz alle die Anstöße, an denen man den Zwang[1]) der *μίμησις* bemerken kann, sind ihm Erkenntnisquellen. In vielen anderen Fällen, wo sich Vergil mit Plautus und Lucilius berührt, kann er nicht diese, sondern nur Ennius benutzt haben, der auch ihr Vorbild war.

Bei einem solchen Verfahren ergibt sich, daß bei Macrobius nur ein ganz verschwindender Teil der Entlehnungen geboten wird (Skutsch II 16). Wir dürfen uns also nicht wundern, daß Avitus in seiner Vergiliomastix 8 volumina mit den *furta* Vergils anfüllte; vielmehr war auch diese Arbeit weit davon entfernt erschöpfend zu sein (Norden 360).

Die Art, wie Vergil seinen Vorgänger verarbeitet hat, läßt sich schwer bestimmen. Jedenfalls war sie bei der so verschiedenartigen Kompositionsweise anders als die Ausbeutung Theokrits für die Bucolica. Aus den besonnenen Untersuchungen Jahns gewinnt man den Eindruck, daß Vergil dort zunächst mehrere Gedichte des Meisters in Abschnitte zerlegte und einige von diesen neu kombinierte, daß dann wieder die einzelnen Stücke bis auf wenige, innerlich zusammenhängende Versteile zusammengestrichen wurden, die der Nachahmer nun teils mittels des eben abgeschobenen Materials, teils durch Floskeln aus anderen Gedichten wieder auffüllte. So bekam das Ganze durch die andersartige Anordnung und Verknüpfung ein völlig neues Aussehen: *tantum series iuncturaque pollet*[2])!

Anders lag die Sache bei den späteren Gedichten Vergils. Hier ließ sich nicht sehr viel en bloc übernehmen. Seltsamerweise sind es die wenigen Landschaftsbilder und die Gleichnisse, in denen er sich am stärksten durch seine Vorbilder bestimmen ließ (Heinze 248). Hier, wo wir doch am meisten frei gestaltende Phantasie erwarten sollten, verrät er auch dadurch sein Nichtvermögen, daß er die Vergleiche erst nachträglich einlegte[3]).

Das Übrige mußte eben aus der Prosa des Entwurfs in die Sprache des Ennius[4]) übersetzt werden: eine Aufgabe, die gewiß nicht schwieriger war als so manche von ihm bereits gelöste. So war es ihm gelungen, in den Georgica den unerträglich schreibenden Nicander im Stile des Arat wiederzugeben (Wilamowitz, Kult. d. Geg. I 8, 133). Daher wird er sich nun wieder und wieder so liebevoll in die Redeweise des Ennius versenkt haben, daß er hier schließlich wirklich einmal aus dem Vollen schöpfen konnte.

---

[1]) Für Ovid ergaben sich bei gleichem Verfahren derartige Unebenheiten nicht; eine „die Unterschiede nivellierende Glätte der Form" täuscht uns selbst da völlige Freiheit vor, wo stärkste Anlehnung stattgefunden hat (Norden a. a. O. 363).

[2]) Hor. A. P. 242.

[3]) Daher ist das III. Buch, das die deutlichsten Spuren mangelnder Vollendung zeigt, besonders arm an Bildern.

[4]) Warum nur er als Stilmuster in Frage kommen konnte, erörtert Norden 361; für Vergil war Ennius das, was für die griechischen Epiker Homer war,

Was dann folgte, ist nach unserem Gefühl das am meisten Handwerksmäßige; nicht so nach dem der Römer. Ihnen erscheint das Feilen als die wichtigste Tätigkeit des Dichters; und denen, die es werden wollen, wird Horaz nicht müde, den *limae labor* dringend zu empfehlen.

Wir dürfen als sicher annehmen, daß von den für die Aeneis verfügbaren 10—11 Jahren reichlich die Hälfte dieser Arbeit gewidmet wurde, daß sogar die weiter noch angesetzten 3 Jahre ganz wesentlich von der gleichen Tätigkeit ausgefüllt worden wären. Wenn wir uns einen Begriff von dieser fleißigen, feinsinnigen Filigranarbeit machen wollen, so können wir das nur, indem wir uns die geradezu erstaunliche Vielseitigkeit der rhetorischen Terminologie vergegenwärtigen. Um sich nun gar von dem feinmaschigen Netz ästhetischer Regeln nicht irgendwo fangen zu lassen, hieß es allerdings *laborare* und *sudare* (Hor. A. P. 241). Eine böse crux waren die *dimidiati versus*; wenn es Vergil gelang, sie etwa bei einer Rezitation, vom Feuer hingerissen, zu ergänzen, so fiel ihm ein Sorgenstein vom Herzen, er ließ die Füllung sofort *volumini adscribere* (Donat 62,8).

Im Freundeskreise pflegte Vergil vorzulesen *ea fere, de quibus ambigebat* (Donat 62) Waren schon sonst die servi literati oft befragte Ratgeber (Kroll N. J. 1903, 15), so erfreuten sich in diesen ästhetischen Salons die griechischen Grammatiker eines sehr großen Einflusses (Kroll a. a. O. 14).

Mitten hinein dieses Treiben führt uns Horaz, dessen hier wiedergegebene Verse (A. P. 436 ss.) uns am besten veranschaulichen, worauf es ankam:

si carmina condes,
Numquam te fallant animi sub volpe latentes.
Quintilio siquid recitares, 'corrige, sodes,
Hoc' aiebat 'et hoc.' Melius te posse negares,
Bis terque expertum frustra: delere iubebat
Et male tornatos incudi reddere versus.
Si defendere delictum quam vertere malles,
Nullum ultra verbum aut operam insumebat inanem,
Quin sine rivali teque et tua solus amares.
Vir bonus et prudens versus reprehendet inertes,
Culpabit duros, incomptis adlinet atrum
Transverso calamo signum, ambitiosa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget,
Arguet ambigue dictum, mutanda notabit,
Fiet Aristarchus; non dicet 'cur ego amicum
Offendam in nugis?' Hae nugae seria ducent
In mala derisum semel exceptumque sinistre.

Die nachbessernde Tätigkeit erstreckte sich aber auch auf den Inhalt. Von der Überarbeitung des IV. Buchs der Georgica war oben die Rede. Für die Aeneis ist die nachträgliche Einfügung der Marcellus-Episode (VI 854 ff.) bezeugt.

Die zahlreichen Widersprüche im Verein mit Anspielungen auf Zeitereignisse veranlaßten eine ganze Reihe von Untersuchungen, deren Ziel es war, eine relative Chronologie der Aeneis aufzustellen. Man ist dabei zu sehr verschiedenartigen Ergebnissen gelangt. Das klassische Beispiel ist B. III. Noack (Herm. 27, 410) setzte es sehr spät an, Georgii (in der oben angeführten Festschr. 63 ff.) hielt es für relativ alt. Umgekehrt meinte Heinze (87 ff.), daß es in seiner jetzigen Form erst konzipiert wurde, als zwei Drittel des Gedichts fertig waren.

Dagegen ist dann wieder Karsten (Herm. 39, 259 ff.) für seine relativ frühe Abfassung eingetreten. Das Urteil über ihre Beweisführungen faßt Jahn (B. Jahresb. 34, 71 f.) dahin zusammen, daß keine von beiden zwingend ist. Die Frage soll uns später beschäftigen.

Nicht überzeugt hat mich Noack mit seinem Versuch, die Bücher I, II, IV und VI als Uraeneis herauszuschälen und deren Abfassung früher anzusetzen als den Prosaentwurf (Herm. 27, 407 ff.).

Man kann nicht leugnen, daß die genannten Bücher besonders gelungen sind und innerlich zusammengehören; beides ist aber dadurch verständlich, daß hier wahrscheinlich aus einer guten poetischen Quelle geschöpft wurde, nämlich aus Naevius. Aber ein innerlich abgeschlossenes Gedicht ist jene Uraeneis nicht. Wie konnte die Hauptperson Interesse erwecken, wenn sie keine anderen Heldentaten vollführte als die selbsterzählten, wie konnte Aeneas, mit dem Makel des IV. Buchs beladen, nach dem *facilis descensus Averno* ohne jede Sühne einfach von der Bühne abtreten! Das ist künstlerisch undenkbar — wie es mit unserer Auffassung vom Werden der Aeneis unvereinbar wäre.

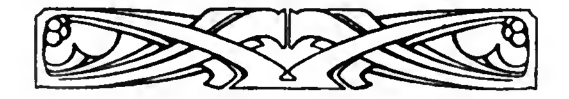
Interessant ist nun, daß neuerdings Gercke zu der der Noackschen Hypothese schnurstracks zuwiderlaufenden Ansicht gekommen ist, daß die zweite Hälfte des Gedichts vor der ersten abgefaßt wurde. Leider liegt sein kürzlich zu Greifswald gehaltener Vortrag über die Entstehung der Aeneis noch nicht gedruckt vor. Auf Grund des kurzen Berichts, den E. Schmolling bietet (N. Jahrb. 1908, 522 ff.), kann man sich über diese Frage noch kein Urteil bilden.

Dagegen vermag ich Gercke[1]) nicht zu folgen, wenn er im Gegensatz zu der herrschenden Auffassung, daß eine *κατάβασις* für Vergil einfach gegeben war (z. B. Kroll N. J. 1903, 7), aus den Traumpforten des VI. Buchs und aus der allerdings auffallenden Vorstellung von einer Art körperlicher Präexistenz schließt, Vergil habe ursprünglich statt der *νέκυια* eine Traumvision schreiben wollen (N. Jahrb. 1901, 110 f.). Den ersten Anstoß macht die Nachahmung Homers ohne weiteres verständlich. Aber auch für den zweiten muß man sich gesagt sein lassen, was Skutsch (a. a. O. I 122) etwas unfreundlich so ausdrückt: „Wer Vergil erklärt, löst eine Gleichung mit zwei Unbekannten. Wenigstens da, wo er irgendwie anstößt, hat er allemal gleich mit in Frage zu ziehen: wen hat Vergil hier ausgeschrieben?" Norden, Komm. 308 f., hat nun eine Vermutung, die sich auch mir schon aufgedrängt hatte, ausgesprochen, die vielleicht dazu beitragen kann, das „Groteske" (Norden) jener Vorstellung etwas zu erklären. Er glaubt nämlich, daß Vergil in der Heldenschau durch Varros Imagines bestimmt ist. Und in der Tat mutet ihre Lektüre an wie das Blättern in einem Porträtalbum römischer Helden. Da empfahl sich dann die Behauptung von einer körperartigen Präexistenz nicht nur aus künstlerischen Gründen (nur so wurden plastische Vorstellungen ermöglicht), sondern auch deshalb, weil sich dann die epigrammatischen Beischriften der Bilder, die Varro sorgfältig aus den besten Quellen gesammelt hatte, am bequemsten verwenden ließen. Nimmt man hier Varro als Quelle an, stellt man sich vor, wie des Dichters Auge über die Rollen der Künstler, der Dichter, der Gelehrten mit ihrer Gegenüberstellung griechischer Größe und römischer

[1]) Nach einer anderen Seite hin verdanken wir Gercke reichste Belehrung. Er hat uns (in seinem Aufsatz über „Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik", N. Jahrb. 1901, 1 ff.) die Fehlerquellen gezeigt, die die zahlreichen Widersprüche der Aeneis verständlich machen und damit verzeihlich erscheinen lassen. Bei Gercke kann man auch nachlesen, in wie guter Gesellschaft Vergil sich befindet und wie Goethe über obtrectatores dachte, die ihm ähnliche Anstöße aufmutzten (197).

Mittelmäßigkeit unbefriedigt dahinschweift, um endlich beim Anblick des Feldherrnbuchs in patriotischem Stolz aufzuleuchten, dann versteht man erst ganz die berühmtesten Worte der Heldenschau, zu denen wir am Ende dieses Aufsatzes noch einmal zurückkehren wollen.

Nach diesen Proben zu urteilen fürchte ich, daß die Untersuchungen über die relative Chronologie der Szenen der Aeneis (von ganzen Büchern sollte man schon garnicht reden) bei der unsystematischen Arbeitsweise Vergils nur wenige positive Ergebnisse zutage fördern werden.



Schlusswort.

Lösen wir von der Aeneis ab, was sie anderen schuldig blieb, so geht es ihr, wie nach Simrock den unfreiwilligen Jagdgesellen weiland Kaiser Karls:

„Viel bunte Flitter flattern fort,
Ein Läppchen hier, ein Läppchen dort.“

Aber wir würden gegen Vergil ungerecht sein, wollten wir ihn an einem absoluten Maßstab messen statt an dem der ästhetischen Gesetze seiner Zeit. Und da hieße es Eulen nach Athen tragen, wenn wir ihn ob dieser *furta* vor seinen Zeitgenossen rechtfertigen wollten. Selbst mit diesem scharfen Worte wollte man nicht etwa tadeln, wie denn z. B. Aristophanes eine Schrift verfaßte, die den nach unserer Meinung infamen Titel führte: *παράλληλοι Μενάνδρου τε καὶ ἀφ᾽ ὧν ἔκλεψεν*, obgleich er ein schwärmerischer Verehrer Menanders war, den er neben Homer stellte (Gudeman 34 f.).

Kein Römer erwartete von einem Dichter schöpferische Phantasie, da sein ganzes Volk wohl verstandesklar, aber phantasiearm war (Heinze 247, 250). Kein Römer war stolz auf seine wirklich originellen Leistungen, aber alle taten sich auf gelungene Imitation etwas zugute (Kroll N. J. 1903, 6). Kein Römer fühlte ob dieses Defekts die mindeste Scham.

Woher diese auffallende Geringschätzung einer Gabe, die wir so hochstellen, die nach unsererer Meinung erst den Dichter macht? Woher kommt es, daß dergleichen schon am grünen Holze, schon bei den Griechen bemerkt werden kann, daß selbst Platos Gott kein Schöpfer, sondern ein Nachahmer der Ideen ist (Walter 442 f.), daß bei Aristoteles die *φαντασία* nur den psychologischen Begriff der Vorstellung bezeichnet, während die Begriffe der Phantasie in unserem Sinne und der dichterischen Genialität unentwickelt bleiben (Walter 722), daß dann gar in alexandrinischer Zeit selbst auf dem Gebiete der Lyrik das konventionelle Element sich so breit macht (Kroll 5 f.)?

Die Ursache muß wohl sehr tief liegen. Wilamowitz behandelt den Einfluß der geographischen Bedingungen gern mit leichter Ironie. Trotzdem glaube ich, daß das Land es war, das den Schönheitssinn in seinen Bewohnern nährte, während es in ihnen die Gabe der Phantasie verkümmern ließ, dieses Mittelmeerland mit seinen gleichartigen klimatischen Verhältnissen, der überall fast identischen Pflanzen- und Tierwelt, diese alte Welt, die auch so viel tiefer auf die mehr mit der Natur verwachsenen Bewohner wirkte als das bei uns heute der Fall ist, die so eng und gestaltenarm erscheint im Vergleich zu den Weltenfernen, die unser Blick umspannt.

Dicht beieinander wohnen nun auch hier Fehler und Vorzüge. Diese Gebundenheit, diese Beschränkung besonders der römischen Kunst, dieses Einsetzen der größten Kraft im kleinsten Punkt ist in seiner Art so bewundernswert wie die Schöpfungen der Phantasie unserer Dichter und Künstler, die gestaltenreich ist (man denke an einen Holzschnitt Dürers) wie unsere nordischen Nebel, für ihre poetischen Schöpfungen aber sich nie jenen „demantharten Stil" (Kroll) der Antike schaffen wird, der das Endergebnis mühseliger Kleinarbeit ganzer Jahrhunderte war, die Barbarei eines Jahrtausends überdauert hat und noch Jahrtausende überdauern wird. Und gerade Kroll, der Vergil früher (so sagt er selbst) etwas voraussetzungslos beurteilte, preist jetzt (a. a. O. 29 f.) vornehmerweise gerade am Beispiel Vergils diesen Formenkult der Antike angesichts der Extravaganzen hypermoderner Naturalisten.

Hatte Vergil — vom Standpunkt seiner Zeit gesprochen — erreicht, um was er so lange gerungen? Er selbst glaubte es nicht, als ihm das Auge brach. Seine Zeit aber hat die Frage bejaht. Sie verspürte hier Geist von ihrem Geiste, sie berauschte sich an dem erhabenen Schwunge, der sie selbst auszeichnete und nun in der Aeneis den abgeklärtesten Ausdruck fand, besonders in diesen Worten (Aen. VI 847 ff.), an deren Übersetzung selbst ein Wilamowitz verzweifelte und die doch eben nur ein Sohn des römischen Soldatenvolkes prägen konnte, das kaltblütig Niederlagen ertrug, um an der entscheidenden Stelle doch endlich zu siegen:

excudent alii spirantia mollius aera
(credo equidem), vivos ducent de marmore voltus,
orabunt causas melius, caelique meatus
describent radio et surgentia sidera dicent:
tu regere imperio populos, Romane, memento
(haec tibi erunt artes) pacique inponere morem,
parcere subiectis et debellare superbos.



Nachträge und Berichtigungen.

Wissowa hatte die große Liebenswürdigkeit die ersten $2^{1}/_{2}$ Bogen dieser Abhandlung nach erfolgter Drucklegung zu überlesen. Er nennt mir (zu S. 7) als Bundesgenossen Drachmanns in der Ciris-Frage F. Vollmer im Rh. Mus. 61, 488 ff. und in den S. Ber. Akad. München 1907, 357 ff. Anzuführen war hier auch P. Jahn, Rh. Mus. 63, 79 ff. und Drachmanns Aufsatz im Hermes 43 (1908) 405 ff., ferner für die Arbeitsweise Ovids (S. 15 u.) G. Lafaye, Les métamorphoses d'Ovide et leurs modèles grecs, Paris 1904.

Eine weitere Ausdehnung des Kursivdrucks und die Anwendung des Kursivsperrdrucks war aus technischen Gründen leider nicht möglich.

S. 8 o. ist Furius Bibaculus zu streichen. S. 10 (Mitte): ‚In der Weise Pindars' soll heißen ‚unter Verwendung pindarischer Floskeln und Gedanken'. Zu der Identifizierung Octavians mit Quirinus vgl. die Anordnung im VI. Buch; dort folgt auf Romulus (778) unmittelbar Augustus (792). Man vergleiche überhaupt Georg. III 26 ff. mit Aen. VI 794 ff.

S. 9, 2. Z. v. u., l. ‚vor' statt ‚von'.
S. 10, 2. Z. v. u., und 13, A. 2, l. ‚Caesar'.
S. 11, 2. Z. v. u., l. ‚unentbehrlich'.
S. 12, A. 1, l. XCI.
S, 16, 13. Z. v. o., l. ‚ausgiebig'.
S. 16, A. 2, l. ‚Festschrift der Gymnasien etc. zur IV. Säkularfeier der Univ. Tübingen', Stuttgart 1877.

